Parabeln aus der Natur.

Aus dem Englischen der Mrs. Alfred Gatty

übersetzt von

Friederike Porzer.

München, 1861.

Druck der k. Hofbuchdruckerei von J. Rösl.

Im Selbstverlage der Herausgeberin.


München 61.

Parabeln aus der Natur.

Aus dem Englischen der Mrs. Alfred Gatty

überſetzt von

Friederike Porzer.

„So wie Hieroglyphen den Buchſtaben vorangingen,
ſo ſind Parabeln älter als Argumente.“
Lord Bacon Vorrede zur „Weisheit der Alten.“
Erſte Serie.

München, 1861.
Druck der k. Hofbuchdruckerei von J. Rösl.

Im Selbstverlage der Herausgeberin.

Vorrede.

„Zwei Bücher sind es", sagt Sir Thomas Browne in seiner Religio medici, „aus welchen ich meine Gotteserkenntniß schöpfe. Außer dem von Gott geschriebenen gibt es auch noch ein anderes von seiner Dienerin, der Natur — dieser allgemeinen und offenen Handschrift, welche vor Aller Augen ausgebreitet liegt. Jene, welche ihn niemals in dem einen sahen, entdeckten ihn in dem andern." Und im weiteren Verlaufe, als wolle er den oben angeführten Worten noch eine andere Deutung geben, fügt er hinzu: „Jene wunderbaren und geheimnißvollen Verwandlungeu, die ich an den Seidenwürmern beobachtet habe, machten mich vom Philosophen zum Theologen. Es gibt in diesen Werken der Natur, welche die Vernunft zu verwirren scheinen, etwas Göttliches, und etwas, das mehr in sich faßt, als von dem Auge des gewöhnlichen Beobachters entdeckt wird."

Sicherlich dürfen diese beiden Stellen aus den Werken des berühmten Arztes und Philosophen die Bemühung rechtfertigen, moralische Lehren aus einigen der wunderbaren Erscheinungen in Gottes Schöpfung zu sammeln; um so mehr, als besonders der heilige Paulus selbst den Weg zu solcher Belehrungsweise gezeichnet hat, indem er die Möglichkeit der Auferstehung des Körpers aus der Auferstehung des organischen Lebens aus verwestem Samen folgert: „Du Thor, was du säest, lebt nicht auf, wenn es nicht zuvor stirbt!" „Du Thor, der du nicht einmal im Stande bist, das Buch von der Dienerin Gottes, der Natur, zu lesen, aus welchem sich in der That viel mehr Lehren der Analogie entnehmen lassen, als wir vorauszusetzen oder zu entdecken geneigt sind." Die Verwandlungen des Seidenwurmes und die Erneuerungen des Lebens aus vegetabilischem Samen sind sicher nicht merkwürdiger als der aufschwebende Schmetterling, der sich aus der Made erhebt — eine Verwandlung, welche die Raupe, wenn sie ein vernünftiges Wesen und demnach fähig wäre, ihr eigenes Dasein zu überschauen, als eine unmögliche Fiction betrachten würde.

Es waren jedoch nicht die Bemerkungen des Sir Thomas Browne allein, welche diesen Parabeln ihre

Entstehung gaben; denn die erste war geschrieben in einem Ausbruche übermäßiger Bewunderung über Hans Andersen's Feenmährchen, verbunden mit dem Bedauern, daß er, ungeachtet der von ihm in vielen Fällen gezeigten Kraft, bewunderungswürdige Morallehren mit seinem ausgezeichneten Tiefblicke in die Natur zu zeichnen, seine reizenden Erzählungen doch so oft gänzlich ohne Zweck oder Moral gelassen hatte, Gewiß war es der Gedanke, daß in noch mehreren als von Hans Andersen angeführten Naturerscheinungen entweder eine Moral liege oder doch aus denselben gezogen werden könne; und aus diesem Gesichtspunkte wurde „die Lehre des Glaubens" geschrieben — eine alte Geschichte; denn die Alten machten den Schmetterling mit tiefer Bedeutung zum Symbole der Unsterblichkeit — doch auch die Jugend mit einer so schönen Idee vertraut zu machen, schien kein unwürdiges Ziel.

„Der Weidenzeisig" unterliegt der Einsprache jedes Naturforschers, daß die weiblichen Vögel nicht singen. Aber es entsprach unseren Moralisten, daß sie es in diesem besonderen Falle dennoch thun sollten. Eine interessante Beschreibung über die Entdeckung des Weidenzeisigs, seiner Gewohnheit, bei Nacht sowohl als

bei Tage zu singen, seiner Spottliedchen und seiner deutlichen Verschiedenheit von dem Rohrsperlinge kann man in der Geschichte von White Selborne finden.

Nichts als der gegenwärtige Gebrauch der Mikroskope und das Studium der Zoophyten neben anderen kleinen Wundern der See, der Erde und des Himmels war die Wahl eines für eine Parabel so wenig populären Gegenstandes, als welchen man in „Kenntnisse sind nicht die Grenze des Glaubens" finden wird, zu rechtfertigen im Stande.

„Der Mond, der im Paradiese schien!" war der Ausruf eines traurigen Gemüthes, welches in dem auf Erzeugung der Hoffnung berechneten Gedanken diese zu erkennen verfehlte, was man hier zu lehren versuchte.

Möge die „Lehre des Glaubens", die „Lehre der Hoffnung", jede ihren bestimmten Zweck erreichen und mögen sie vereint in das Gemüth der Jugend den Werth „der noch viel höheren Gabe der Liebe" einprägen, welche „Alles hofft", „Alles glaubt" und „Alles duldet!"

Inhalts-Verzeichniß.

Eine Lehre des Glaubens.

„Meinest du etwa, daß der Mensch, wenn er gestorben, wiederum lebe? Alle Tage, da ich nun streite, will ich harren, bis meine Umwandlung kommt." Job XIV. 14.

„Laß Dich als Wärterin für meine Kinder dingen," sagte ein Schmetterling zu einer stillen Raupe, welche in der ihr eigenen schwerfälligen Weise auf einem Kohlblatte herumwanderte. „Siehe diese kleinen Eier," fuhr der Schmetterling fort; „ich weiß nicht, wie lange es noch dauern wird, bis sie zum Leben kommen." Ich fühle mich so krank und schwach, und wenn ich sterben sollte, wer wird, wenn ich nicht mehr bin, für meine kleinen Schmetterlinge sorgen? Willst du gütige, milde, grüne Raupe? Aber du mußt wohl Acht geben, was du ihnen zu essen gibst; hörst du, Raupe! — sie können natürlich nicht von deiner rauhen Kost leben. Du mußt ihnen Morgenthau geben und Honig von den Blumen und darfst sie zuerst nur einen kleinen Weg fliegen lassen; denn natürlich kann man von ihnen nicht erwarten, daß sie ihre Flügel gleich auf einmal gehörig gebrauchen. Doch ach, es ist schade, daß du nicht selbst fliegen kannst. Aber ich habe keine Zeit mehr, mich um eine andere Wär-

terin umzusehen, und so hoffe ich denn, du werdest dein Möglichstes thun. Ach, ich kann mir nicht denken, was mich dazu brachte, meine Eier auf ein Kohlblatt zu legen! Welch ein Platz für die Geburt junger Schmetterlinge! Doch du wirst gegen meine armen Kleinen gütig sein, nicht wahr? Nimm hier diesen Goldstaub von meinen Schwingen als Belohnung. O, wie ich so schwindlich bin! Raupe, du wirst dich der Kost erinnern!"

Und mit diesen Worten schloß die bekümmerte Mutter ihre Augen und starb; und die grüne Raupe, welche nicht einmal Gelegenheit hatte, auf diese Bitte Ja oder Nein zu sagen, stand nun allein an der Seite der Schmetterlings-Eier.

„In der That, eine hübsche Kindsfrau hat sie sich gewählt, die arme Dame," rief sie aus, „und ein hübsches Geschäft habe ich zu übernehmen! Ei! es mußten sie ihre Sinne ganz verlassen haben, sonst hätte sie nie ein so armes kriechendes Geschöpf, als ich bin, gebeten, ihre zarten Kleinen aufzuziehen! Die werden viel auf mich achten, wahrlich, wenn sie einmal ihre fröhlichen Schwingen auf den Rücken fühlen und fliegen können, wann immer sie wollen! Ach, wie einfältig doch manche Geschöpfe sind, ungeachtet des Goldstaubs auf ihren Schwingen!"

Jedoch der arme Schmetterling war todt, und da lagen die Eier auf dem Kohlblatte. Weil aber die grüne Raupe ein gütiges Herz hatte, so beschloß sie, ihr Möglichstes zu thun. Sie konnte aber vor Besorgniß zu keinem Schlafe kommen und machte sich ihren Rücken ganz weh, indem sie die ganze Nacht hindurch um ihre jungen Anvertrauten herum-

wanderte, aus Furcht, es möchte ihnen etwas von ungefähr zustoßen, und am Morgen sagte sie zu sich selbst: —

„Zwei Köpfe sind besser als einer. Ich will irgend ein weiseres Thier über die Sache befragen und mir Rath erholen. Wie soll ein armes kriechendes Geschöpf, wie ich bin, wissen, was es zu thun habe, ohne irgend ein vornehmeres zu fragen?"

Aber es gab noch eine große Schwierigkeit — wen sollte die Raupe um Rath fragen? Da war der zottige Pudel, welcher hie und da in den Garten kam; allein er war so ungeschliffen. Der würde höchst wahrscheinlich mit einem Wedeln seines Schweifes alle Eier vom Kohlblatte streifen, wenn sie ihn zur Besprechung herbeiriefe, und dann würde sie sich es nimmer verzeihen können. Es war aber auch der Hauskater da, der sich manchmal unter den Apfelbaum legte, um sich zu sonnen und seinen Pelz zu wärmen; aber er war so selbstsüchtig und gleichgültig! Von ihm durfte man nicht hoffen, daß er sich die Mühe geben werde, über die Schmetterlings-Eier nachzudenken. „Möchte doch gerne wissen, welches das weiseste unter den Thieren ist, die ich kenne?" seufzte die Raupe in ihrer Noth; und dann dachte und dachte sie nach, bis sie zuletzt auf die Lerche kam; sie bildete sich nämlich ein, weil diese so hoch fliege und Niemand wisse, wohin, so müsse sie sehr geschickt sein und viele Dinge wissen; denn sich so hoch zu schwingen, war für die Raupe, die dieses niemals konnte, der Gedanke der höchsten Glorie.

In dem benachbarten Kornfelde lebte eine Lerche, welche die Raupe zu sich bitten ließ, um mit ihr zu sprechen, und

als sie kam, eröffnete sie ihr alle Schwierigkeiten, und fragte, was sie zu thun habe, um die kleinen, von ihr selbst so verschiedenen Geschöpfe zu nähren und aufzuziehen.

„Vielleicht könntest du das Nächstemal, wenn du wieder so hoch fliegst, dich erkundigen und etwas darüber erfahren," bemerkte schüchtern die Raupe. —

Die Lerche sagte, sie könne es vielleicht, befriedigte aber die Neugierde der Raupe nicht weiter, sondern schwang sich bald darauf nach dem glänzenden, blauen Himmel empor. Allmälig verhallte ihre Stimme, bis die grüne Raupe keinen Ton mehr hören konnte. Zu sagen, bis sie sie nicht mehr sehen konnte, würde nichts bedeuten; denn das arme Ding konnte niemals weit sehen, und aufwärts zu blicken, fiel ihr überhaupt beschwerlich, selbst wenn sie sich noch so sorgfältig erhob, was sie eben jetzt that, jedoch vergebens, weshalb sie sich wieder auf ihre Füßchen niederließ und anfing, ihre Runde um die Schmetterlings-Eier zu machen, hie und da, indem sie sich dahin bewegte, vom Kohlblatte nagend.

„Wie lange doch die Lerche verweilt!" rief sie endlich. „Ich wäre neugierig, zu wissen, wo sie jetzt gerade ist! Alle meine Füße wollte ich drum geben! Sie muß diesmal, glaube ich, höher als gewöhnlich geflogen sein! Ach, wie gerne möchte ich wissen, wohin sie geht uud was sie Alles hört in diesem seltsamen, blauen Himmel! Immer singt sie, wenn sie hinauf fliegt oder herunter kömmt, aber niemals eröffnet sie ein Geheimniß; sie ist sehr, sehr verschlossen!"

Und die grüne Raupe machte wieder ihren Gang um die Schmetterlings-Eier.

Endlich ließ sich die Stimme der Lerche wieder hören. Die Raupe hüpfte fast vor Freude, und es dauerte nicht lange, bis sie vernahm, daß ihre Freundin mit gedämpfter Stimme zu dem Kohlbette herabkam.

„Neuigkeiten, glorreiche Neuigkeiten, Freundin Raupe," sang die Lerche; „aber das Schlimmste ist, du wirst sie mir nicht glauben!"

„Ich glaube Alles, was man mir sagt," bemerkte hastig die Raupe.

„Wohlan denn, so will ich dir vor Allem sagen, was die kleinen Geschöpfe essen sollen," wobei die Lerche mit ihrem Schnabel gegen die Eier nickte. „Was meinst du, daß es ist? Rathe doch!"

„Thau und Honig von den Blumen, fürchte ich," seufzte die Raupe.

„Nichts dergleichen, meine gute Alte! Etwas viel Einfacheres als dieses. Etwas, was du ganz leicht haben kannst."

„Außer den Kohlblättern kann ich zu nichts leicht kommen," murmelte die Raupe bestürzt.

„Ausgezeichnet, meine theure Freundin!" rief die Lerche frohlockend; „du hast es getroffen. Mit Kohlblättern sollst du sie füttern."

„Niemals," sagte die Raupe aufgebracht. „Es war die letzte Bitte ihrer sterbenden Mutter, dieses ja nicht zu thun."

„Ihre sterbende Mutter verstand nichts von der Sache;" verharrte die Lerche. „Aber warum fragst du mich, wenn du nicht glauben willst, was ich dir sage? Du hast weder Glauben noch Vertrauen."

„O ich glaube Alles, was man mir sagt," wiederholte die Raupe.

„Nein, das thust du nicht," fuhr die Lerche fort: „du willst mir nicht einmal wegen der Kost glauben, und das ist nur der Anfang von dem, was ich dir zu sagen habe. Ei Raupe, was meinst du, daß aus diesen kleinen Eiern werden wird?"

„Schmetterlinge ganz gewiß," sagte die Raupe.

„Raupen," sang die Lerche, „die Zeit wird es dich lehren;" und die Lerche flog davon, denn sie mochte nicht länger bleiben, um über diesen Punkt mit ihrer Freundin zu streiten.

„Ich glaubte, die Lerche sei weise und gütig," bemerkte die milde grüne Raupe, indem sie wieder einmal um die Eier ging, aber statt dessen finde ich sie thöricht und vorlaut. O! wie schade, wenn Leute, die so hoch schweben, demungeachtet so einfältig und unwissend sind! Ach und doch wäre ich neugierig, zu wissen, was sie dort oben thut und wen sie sucht."

„Ich würde es dir ja gerne sagen, wenn du mir nur glauben wolltest," sang die Lerche, indem sie wieder einmal herabkam.

„Ich glaube Alles, was man mir sagt," wiederholte die Raupe aufs Neue mit so ernster Miene, als wenn es in der That so wäre.

„Dann will ich dir noch etwas sagen," rief die Lerche; „denn die beste meiner Neuigkeiten hielt ich zurück. Du wirst eines Tages selbst ein Schmetterling sein."

„Elender Vogel!" rief die Raupe, „du scherzest mit meiner Niedrigkeit — du bist nun eben so grausam als thöricht. Geh fort, ich will deinen Rath nicht mehr!"

„Ich sagte es dir ja gleich, daß du mir nicht glauben werdest," rief die Lerche nun auch gereizt.

„Ich glaube Alles, was man mir sagt," fuhr die Raupe noch einmal fort; „das heißt — und sie zögerte — Alles, was zu glauben vernünftig ist. Aber mir zu sagen, daß Schmetterlings-Eier Raupen werden und daß die Raupen aufhören zu kriechen, daß sie Flügel bekommen und Schmetterlinge werden! Lerche! du bist zu weise, um selbst solchen Unsinn zu glauben, denn du weißt, daß es unmöglich ist."

„Das weiß ich eben nicht," sagte die Lerche eifrig. „Ob ich über den Kornfeldern der Erde schwebe oder weit hinauf in die Höhe des Himmels, schaue ich so viele wunderbare Dinge, daß ich nicht einsehe, warum es deren nicht noch mehrere geben solle. O Raupe! Nur weil du kriechest, weil du nie über dein Kohlblatt hinauskömmst, kannst du irgend etwas u n m ö g l i c h nennen."

„Unsinn," schrie die Raupe auf, „ich weiß nach meiner Erfahrung und Fähigkeit so gut wie du, was möglich und unmöglich ist. Blicke nur auf meinen langen, grünen Körper, auf diese endlosen Füße und sage mir dann noch etwas von Beschwingtwerden und einem bemalten, geschmückten Gewande, du Närrin!"

„Du bist eine Närrin, Raupe, und dünkst dich doch so weise!" rief die Lerche entrüstet. Närrin, die du es wagst, über Dinge zu streiten, welche du nicht begreifen kannst! Hörst du nicht, wie mein Gesang in Freude schwillt, wenn ich aufwärts fliege in die geheimnißvolle Wunderwelt dort oben? O Raupe! Was dir von dort oben zukömmt, empfange es, wie ich, mit Vertrauen."

„Und das nennst du — “

„G l a u b e n,“ unterbrach sie die Lerche.

„Wie aber soll ich den Glauben lernen?“ fragte die Raupe.

In diesem Augenblicke fühlte sie etwas auf ihrer Seite. Sie blickte um sich — acht oder zehn kleine Raupen bewegten sich herum und hatten bereits schon ein ansehnliches Loch in das Kohlblatt genagt. Sie waren aus den Schmetterlings-Eiern gebrochen!

Beschämung und Erstaunen erfüllten nun das Herz unserer grünen Freundin, aber die Freude folgte eben so schnell; denn da das erste Wunder möglich gewesen, konnte es auch das zweite sein.

„Lerche, unterweise mich in deiner Lehre,“ sagte sie, und die Lerche sang ihr vor von den Wundern hier unten auf der Erde und oben im Himmel.

Und den ganzen Rest ihres Lebens sprach dann die Raupe mit ihren Verwandten von der Zeit, in welcher sie ein Schmetterling sein werde.

Jedoch Keines von ihnen glaubte ihr. Sie aber hatte von der Lerche die Lehre des Glaubens gelernt und als sie in ihr Puppengrab stieg, sagte sie: —

„Ich habe so viele Wunder erkennen gelernt. — In mir ist der Glaube und auch jetzt darf ich vertrauen auf das, was kommen wird!“

Das Gesetz der Oberherrlichkeit und des Gehorsams.

„Wer hat dich zum Herrscher und Richter über uns gesetzt?" Acts. VII 27.

An einem lieblichen Sommermorgen verließ eine schöne, junge Arbeitsbiene ihren Bienenkorb, um Honig aus den Blumen zu sammeln. Die Sonne schien so glänzend und die Luft war so warm, daß sie weit, weit dahinflog, bis sie in Gärten kam, die sehr schön und bunt aussahen, und nachdem sie da mit großer Lust summend eine Weile um die Blumen geschwärmt hatte, bis sie so mit Schätzen beladen war, daß sie dieselben kaum mehr zu tragen vermochte, dachte sie endlich wieder an die Heimkehr. Aber gerade, als sie ihre Reise begann, flog sie zufällig durch das offene Fenster eines Landhauses, und befand sich nun in einem großen Speisezimmer. Da gab es viel Lärm und Leute durcheinander, denn es war die Mittagszeit und die Gäste sprachen ziemlich laut, so daß die Biene ganz erschreckt wurde. Dennoch wagte sie, etwas von dem köstlichen Zuckerwerke zu versuchen, welches so lockend auf einem Teller am Tische lag, als sie plötzlich ein Kind mit einem Freudenschreie ausrufen hörte: „O! hier ist eine

Arbeitsbiene, laß mich sie fangen!" worauf sie hastig zurückstürzte, und zwar, wie sie glaubte, in die freie Luft. Aber ach! in der nächsten Sekunde fand das arme Ding, daß es sich gegen eine harte, durchsichtige Wand gestoßen hatte. Mit anderen Worten, sie war an eine Fensterscheibe geflogen, vor Bestürzung und Verwirrung ganz außer Stande, das Glas von der Oeffnung zu unterscheiden, bei welcher sie gekommen war. Dieser unerwartete Schlag beunruhigte sie sehr, und nachdem sie sich lange mit vergeblichen Versuchen, den Ausgang zu finden, abgemüht hatte, fing sie an, unten auf dem hölzernen Rahmen der Scheibe langsam auf und ab zu spazieren, indem sie hoffte, ihre Kraft und Ruhe wieder zu erlangen.

Als sie so herumwanderte, war ihre Aufmerksamkeit zugleich durch das Gelispel zweier Kinder angezogen, welche sich niedergeknieet hatten, um sie zu betrachten.

Und das eine Kind sagte zu dem andern: „Das ist eine Arbeitsbiene, Schwester, ich sehe die Wachssäcke unter ihren Füßen. Hübsches Thierchen! wie fleißig es gewesen ist!"

„Macht sie das Wachs und den Honig selbst?" wispelte das Mädchen.

„Ja freilich, sie saugt beides aus den Blumenkelchen. Erinnerst du dich nicht, wie wir einmal die Bienen belauschten, als sie in und aus den Safranblumen umherschlüpften, und wie wir über sie lachten, denn sie waren so geschäftig und laut, und ihre dunklen Gewänder sahen so schön zwischen den gelben Blättern aus? Ich wünschte, ich hätte diese da heute sich beladen sehen. Aber sie thut noch mehr als dies; sie

baut die Wachsscheibe und thut so ziemlich Alles. Sie ist eine Arbeitsbiene, die Unglückliche."

„Was ist eine Arbeitsbiene, und warum nennst du sie unglücklich, Bruder?"

„Warum? Weißt du denn nicht, daß Onkel Collins sagt, alle Leute, die für Andere arbeiten und nichts für sich selbst thun, seien arme Unglückliche. Und gerade so ist es mit dieser Biene hier. Es gibt in dem Bienenkorbe eine Bienenkönigin, welche nichts thut, als zu Hause sitzen, Befehle geben und die Kleinen verzärteln, und alle Bienen warten ihr auf und gehorchen ihr. Dann kommen die Drohnen, faule Bursche, die ihre ganze Zeit verschwenden; dann die Arbeitsbienen, wie diese hier, welche alle Arbeit thun. Wie würde Onkel Collins über sie lachen, wenn er es wüßte!"

„Weiß Onkel Collins nichts von den Bienen?"

„Ich glaube nicht. Der Gärtner erzählte es mir. Und überdies glaube ich, Onkel Collins würde nie aufhören, über sie zu spotten, wenn er einmal wüßte, daß sie nicht ohne eine Königin leben können. Ich hörte ihn gestern sagen, daß Könige und Königinen ganz gegen die Natur seien, denn niemals mache die Natur einen Menschen zum Könige und einen anderen zum Schuhflicker, sondern alle gleich; und mithin seien Könige und Königinen ungerechte Wesen."

„Die Bienen haben aber nicht den Verstand, darüber etwas zu wissen," bemerkte leise das kleine Mädchen.

„Natürlich nicht! Stelle dir nur vor, wie ärgerlich diese Arbeitsbienen wären, wenn sie wüßten, was mir der Gärtner erzählt hat."

„Und was war das?“

„Ei, daß die Arbeitsbienen, wenn sie geboren werden, gerade dieselben sind, wie die Königin, genau dieselben, und nur das Futter, welches man ihnen gibt, und die Form des Hauses, in welchem sie leben, macht den Unterschied. Die Bienenwärterinen richten es so ein; sie geben den Einen diese und den Andern jene Nahrung, machen die Zellen von verschiedener Gestalt, und daher kömmt es, daß Einige Königinen und alle Uebrigen Arbeitsbienen werden. Es ist gerade das, was Onkel Collins über Könige und Schuhflicker sagt — die Natur macht sie Alle gleich. Aber siehe, das Essen ist vorüber; wir müssen gehen!“

„Warte, Bruder, bis ich die Biene hinausgelassen habe,“ sagte das kleine Mädchen, indem es mit seinem weichen Sacktuche die Biene sacht auffaßte, dann freundlich anblickte und sagte: „Armes Ding! du könntest eine Königin sein, wenn sie dir die rechte Nahrung gegeben und dich in das rechte Haus gethan hätten! Wie garstig, daß sie es nicht gethan haben! Da es aber einmal so ist, meine gute Freundin, (und hier nahm ihre Stimme einen kindisch spottenden Ton an), da es einmal so ist, so mußt du eben gehen und dein Leben lang hart arbeiten, Honig und Wachs machend. Nun fort mit dir! Viel Glück zu deiner Arbeit!“ Und mit diesen Worten ließ sie das Sacktuch durch das offene Fenster flattern, und die Biene schwebte wieder in der Luft.

O! welch' ein schöner Abend! Aber die befreite Biene dachte nicht so. Die Sonne schien noch so schön, obgleich sie schon tiefer am Himmel stand, das Licht sanfter war und

die Schatten länger fielen; und die Blumen waren wohlriechender als je; aber die arme Biene hatte nun das Gefühl, als ob eine dunkle, schwere Wolke am Himmel stehe; in Wirklichkeit aber lag die Wolke über ihrem eigenen Herzen, denn sie war ehrgeizig und unzufrieden geworden und lehnte sich auf gegen die Oberherrlichkeit, unter welcher sie geboren war.

Endlich erreichte sie ihre Heimath — den Bienenkorb, welchen sie am Morgen mit so glücklichem Herzen verlassen hatte — und, nachdem sie eilig und ärgerlich hineingestürzt war, fing sie an, die Säcke ihres kostbaren Inhalts zu entladen, wobei sie ausrief: „Ach, ich bin das elendeste Geschöpf!"

„Was fehlt dir? was hast du gethan?" rief eine alte Verwandte, die neben ihr an der Arbeit war; „hast du von dem giftigen Lorbeerbaum gegessen, oder hast du entdeckt, daß die verderbliche Honigmotte ihre Eier in unsere Scheiben gelegt hat?"

„Keines von beiden!" antwortete ungeduldig die Biene; „aber ich habe nun eine weite Reise gemacht und habe viel über mich selbst gehört, was ich vorher nie wußte, aber nun weiß, daß wir nämlich ein Haufe unglücklicher Geschöpfe sind!"

„Was für ein weises Thier hat dich gegen deine eigene Ueberzeugung überredet?" fragte die alte Verwandte.

„Ich habe eine Wahrheit gelernt," antwortete unwillig die Biene, und wer sie mich lehrte, daran ist nichts gelegen."

„Sicher nicht; wohl aber liegt sehr viel daran, daß du

dir nicht einbildest, unglücklich zu sein, blos weil irgend ein thörichtes Geschöpf dir sagte, du seiest es; du weißt recht gut, daß du nicht elend warst, bis man dir sagte, du seiest es. Das nenne ich einfältig; aber ich werde nichts mehr zu dir sagen. Darauf drehte sich die alte Verwandte nach ihrer Arbeit herum, indem sie die ganze Zeit fröhlich dazu sang.

Aber die gereiste Biene wollte über ihr Elend nicht verlacht sein; sie versammelte einige junge Gefährtinen um sich und erzählte ihnen, was sie alles in dem großen Speisezimmer des Landhauses gehört hatte, und Alle waren erstaunt, die Meisten aber aufgebracht. Es gefiel ihr so gut, zu sehen, daß sie im Stande sei, solche Aufregung und solches Interesse hervorzubringen, so daß sie jede Minute eingebildeter wurde und eine lange Rede hielt über die Ungerechtigkeit, daß es solche Wesen wie die Königinen gebe, und dabei sprach sie von der Natur, die sie Alle völlig gleich mache, mit einem Nachdrucke, von dem selbst Onkel Collins entzückt gewesen wäre.

Als die Biene ihren Vortrag beendigt hatte, erfolgte zuerst Stille, dann einiges Gesumme des Aergers, dann ein murmelnder Ausdruck von Plänen und Wünschen. Man mußte zugeben, daß ihre Ideen, wie sie dem ihnen zum ersten Male vorgestellten Uebel abhelfen könnten, sehr verwirrt waren. Einige wünschten, Onkel Collins solle kommen und die Bienenkörbe im ganzen Lande einrichten, denn sie seien gewiß, daß er Alle Königinen sein ließe, und welch' fröhliche Zeit käme dann für sie!

Als nun die alte Verwandte eiligst ihren Kopf in die Ecke der Zelle, die sie eben baute, hineinstreckte, nur um zu

fragen, welcher Spaß es denn wäre, wenn es keine Arbeitsbienen zur Bedienung gebe, summte die kleine Gesellschaft sehr laut, und sagte, sie sei eine Närrin, denn Onkel Collins würde natürlich Sorge tragen, daß die Königin, welche sie so lange tyrannisirt habe, und die in ihren Wärterzellen heranreifenden königlichen Kinder dazu gebracht würden, sie zu bedienen so lange sie leben.

„Und wenn sie nicht mehr leben?“ verharrte die alte Verwandte mit lautem Lachen.

„Sum, sum,“ war die Antwort, und die alte Verwandte schwieg.

Eine andere Biene brachte dann vor, daß es aber doch sehr ungeschickt für sie wäre, wenn sie Alle Königinen würden; denn wer würde Honig und Wachs machen, die Honigscheiben bauen und die Kinder warten und pflegen? Wäre es deshalb nicht am besten, wenn es gar keine Königinen mehr gebe, sondern sie Alle Arbeitsbienen wären?“

Aber da fuhr die wiederwärtige alte Verwandte schon wieder mit dem Kopfe um die Ecke und sagte, sie sehe nicht ganz ein, welchen Vortheil dieser Wechsel für sie haben könne; seien sie denn nicht Alle jetzt schon Arbeitsbienen? — worauf ihr mit Entrüstung entgegengesummt wurde und sie sich wieder an ihre Arbeit zurückzog.

Gut war es, daß endlich die Nacht hereinbrach und die Zeit kam, in welcher die Arbeiten des Tages ruhen und Schlaf und Stille in dem Bienenkorbe herrschen mußte. Mit Tagesanbruch kehrten jedoch die trüben Gedanken unglücklicher Weise zurück, und unsere gereiste Biene und ihre Gefähr-

tinen bildeten kleine, geschlossene Gruppen, um sich zu besprechen über das Unrecht, welches sie erleiden, und über die Mittel, wie demselben abzuhelfen sei. Unterdessen waren die Uebrigen im Bienenkorbe zu geschäftig, um ihnen Aufmerksamkeit zu schenken, so daß man ihren Müßiggang gar nicht entdeckte. Doch wurden einige junge Hitzköpfe endlich so heftig in ihren verschiedenen Meinungen, daß sie alle Selbstbeherrschung verloren, und daß ein lauter Streit ausgebrochen wäre, wenn ihnen nicht die gereiste Biene, nachdem sie herbeigeflogen, auseinandergesetzt hätte, daß es, da sie nun einmal erwachsen seien und nicht Alle in Königinen verwandelt werden könnten, doch das Beste wäre, einen Ausfall zu machen und mit einem republikanischen Versuche zu beginnen, daß Alle Arbeitsbienen seien, ohne irgend eine Königin. Mit der Aussicht dieser reizenden Idee überredete sie sie leicht, den Bienenkorb zu verlassen, und sie waren ein sehr schöner Schwarm, als sie in die freie Luft ausbrachen und sich, die Morgenluft zu genießen, in den Gärten zerstreuten. Aber ein Bienenschwarm, den nicht eine Königin anführte, bewies sich bald als eine hülflose Menge. Das Erste, was sie versuchten, als sie sich wieder zur Berathung versammelt hatten, war die Ermittelung eines Platzes, auf welchem sie sich heimathlich niederlassen wollten.

„Ein Garten, natürlich," sagte die Eine. „Ein Feld," sagte eine Andere. „Es geht nichts über einen hohlen Baum," bemerkte eine Dritte. „Das Dach eines guten Hintergebäudes schützte uns am besten vor Nässe," entgegnete eine Vierte. „Der Ast eines Baumes gewährte uns die meiste Freiheit," rief eine Fünfte. „Ich will Niemanden folgen," schrieen Alle.

Sie waren auf guten Wegen, sich niederzulassen, nicht wahr?

„Ich bin recht ärgerlich über euch!“ rief endlich die gereiste Biene; „der Morgen ist bereits zur Hälfte vorüber und wir sind noch so unentschlossen, als bei unserem Ausfluge aus dem Korbe.“

„Wenn man dich sprechen hört, so möchte man glauben, du wollest selbst unsere Königin werden,“ riefen die Streitenden. „Wenn es uns beliebt, unsere Zeit im Wortwechsel hinzubringen, was kümmert's Dich? Geh' und thue, was dir beliebt.“

Und so that sie; denn sie war beschämt und unglücklich und flog, um ihren Aerger zu verbergen, bis an das äußerste Ende des Gartens, wo sie eine Gruppe prächtiger Jonquillen erblickte und sogleich in eine Blume tauchte, um sich durch Honigsammeln zu beruhigen. O, wie sie sich dessen erfreute! Sie liebte die Blumen und das Honigsammeln mehr als je und begann wieder ihr gewohntes Freuden-Gebrumme; und zugleich dachte sie ernstlich daran, in den Bienenkorb, wie gewöhnlich, zurückzukehren, als sie, eben aus einem goldenen Kelche herausfliegend, ihre alte Verwandte, welche aus einem anderen herauskam, begegnete.

„Wer hätte gedacht, dich hier allein zu treffen,“ sagte die alte Verwandte. „Wo sind deine Gefährtinen?“

„Kaum weiß ich es; ich verließ sie außerhalb des Gartens.“

„Was thun sie?“

„. . . Streiten . . . “ murmelte die gereiste Biene.

„Worüber?“

„Was sie thun sollen."

„Welch' angenehme Beschäftigung für Bienen an einem sonnigen Morgen!" sagte die alte Verwandte mit einem schlauen Ausdrucke.

„O! lache nicht über mich, sondern sage mir, was ich thun soll," sprach verwirrt die gereiste Biene. „Was Onkel Collins über die Natur und unsere Gleichheit sagt, lautet sehr wahr, und doch hören wir nicht auf zu streiten, wenn wir versuchen, Alle gleich zu sein."

„Wie alt bist du?" fragte die alte Verwandte.

„Sieben Tage," sagte die gereiste Biene mit dem Uebermuthe und der Kraft der Jugend.

„Und wie alt bin ich?"

„Viele Monate, fürchte ich."

„Du hast recht, ich bin eine alte Biene. Nun, theure Freundin, laß' uns fechten!"

„Nicht um die Welt. Ich bin stärker, ich würde dich verletzen."

„Dann wundere ich mich, wie du ein Geschöpf, so viel schwächer als du, um Rath fragen magst."

„O, was kann deine Schwäche mit deiner Weisheit zu thun haben, meine gute, alte Verwandte? Ich frage dich um Rath, weil ich weiß, daß du weise bist; ich selbst bin gedemüthiget und fühle, daß ich thöricht bin."

„Alt und jung — stark und schwach — weise und thöricht — was ist aus unserer Gleichheit geworden? Aber kümmere dich nicht, wir können es schon einrichten. Nun laß' uns übereinkommen, mit einander zu leben."

„Herzlich gerne. Aber wo werden wir wohnen?“

„Vor Allem sage mir, welches von uns beiden entscheiden soll, wenn wir in unseren Meinungen nicht übereinkommen?“

„Du sollst es, denn du bist weise.“

„Gut; und wer wird Honig sammeln?“

„Ich, denn ich bin stark.“

„Nun wohl; so hast du mich jetzt zur Königin und dich selbst zur Arbeitsbiene gemacht. Ach, du thörichte Biene, wird die bisherige Heimath und die bisherige Königin nicht genügen? Siehst du nicht, daß wenn selbst nur zwei Leute zusammen leben, es einen Kopf geben müsse, welcher leitet, und Hände, welche folgen? Um so mehr in dem Falle einer Menge!“

Fröhlich war der Gesang unserer gereisten Biene, als sie, freudig einstimmend in die Wahrheit, welche sie eben gehört hatte, die Blumen umkreiste.

„Nun, zu meinen Gefährtinen,“ rief sie endlich. Und Beide flogen zusammen fort und suchten den Knäuel der unzufriedenen Jugend außerhalb der Gartenmauer auf.

„Sie stritten sich noch immer, aber ohne Feuer und Kraft. Sie waren hungrig und unschlüssig und Viele waren bereits weiter geflogen, um zu arbeiten, und sich dann, wie gewöhnlich, nach Hause zu begeben.

Und bald darauf konnte man einen Schwarm glücklicher, summender Bienen, angeführt von der Verwandten und der gereisten Biene, mit Wachs beladen nach ihrem Korbe zurückkehren sehen.

Als sie aber im Begriffe waren, hineinzugehen, wurden sie durch eine der kleinen Schildwachen, welche den Thorweg bewachen, angehalten.

„Wartet," rief sie, „soeben wird ein königlicher Leichnam herausgebracht!"

Und so war es; — sie sahen eine todte Königin, auf beiden Seiten einhergezogen von Arbeitsbienen, welche sie, nachdem sie an den Rand des Bienenkorbs gebracht war, zur Beerdigung hinabwarfen.

„Was gibt es? Was hat sich zugetragen?" fragte die gereiste Biene mit tiefer Angst und Bewegung. „Unsere Königin ist doch nicht todt?"

„O nein," antwortete die Schildwache; „aber es gab diesen Morgen eine zufällige Verwirrung im Bienenkorbe. Einige der Zellenwächter waren unglücklicher Weise abwesend, und eine junge Bienenkönigin brach durch die Zelle, welche noch einige Tage hätte abgeschlossen bleiben sollen. Natürlich fochten die zwei Königinen so lange mit einander, bis die eine todt blieb, und natürlich wurde die schwächere getödtet. Wir werden dieses Jahr nicht im Stande sein, so bald wie sonst einen Schwarm auszusenden; aber solche Ereignisse sind nicht zu vermeiden.

„Dieses hätte vermieden werden können," dachte die gereiste Biene bei sich selbst, als sie sich unter Gewissensbissen erinnerte, daß sie diese verderbliche Verwirrung verursacht habe.

„Du siehst," summte die alte Verwandte, sich freundlich an ihre Seite drückend, — „du siehst, daß selbst Königinen

nicht gleich sind, und daß es gleichzeitig immer nur Eine Herrscherin geben kann!"

Und die gereifte Biene murmelte ein dem Herzen entrungenes „Ja."

Und so werden die vernünftigen Einrichtungen der Menschen durch die Instinkte der Natur bestätiget.

Das unbekannte Land.

„Nun aber sehnen sie sich nach einem besseren Lande.“ Hebr. XI. 16.

Ob Nacht oder Tag, das Weidenzeischen kümmerte es wenig.

Zwischen Weiden und Binsen und langen, dicken Gräsern, welche das Ufer des großen Flußes begrenzen, baute es sein Nest nieder, und unter dem Schutze desselben sang es bei Tag und Nacht Lieder der Fröhlichkeit.

„Wohin geht wohl der große Fluß?“ fragten die Kleinen, als sie in einer lieblichen Sommernacht aus ihrem Neste hervorguckten, und die Mondstrahlen auf dem dahinfluthenden Wasser tanzen sahen. Die Zeisigmutter konnte aber ihren Kindern nicht sagen, wohin der große Fluß gehe, weshalb sie lachte und sagte, sie müßten den Sperling fragen, der so schnell plaudere, oder die Schwalbe, die so weit reise, das Nächstemal, wenn diese oder jener wieder käme und sich, um auszuruhen, auf den Weidenbaum setzte. „Und dann,“ sagte sie, „werdet ihr lauter solche Geschichten hören wie diese!“ — Darauf ahmte die Zeisigmutter die Stimme des Sperlings


Holzner. München 61.

nach, und die Kleinen glaubten fast, der Sperling sei da, so ähnlich war der Gesang — Alles über Städte und Häuser, Gärten und Fruchtbäume, Katzen und Flinten; — nur machte die Zeisigmutter eine ganz verwirrte Erzählung; denn sie hatte nie die Geduld gehabt, so lange zu sitzen und dem Sperlinge zuzuhorchen, um wirklich zu verstehen, was er über diese Gegenstände sagte.

Aber, so unvollkommen die Erzählung auch war, unterhielt sie die Kleinen doch sehr, und sie versuchten dann eben so zu singen und sangen, bis sie in Schlaf verfielen, und bei ihrem Erwachen fingen sie wieder an zu singen — denn siehe! der östliche Himmel war geröthet mit dem Anbruche des Tages, und sie wußten, daß die warmen Sonnenstrahlen bald ihre schönen Lichtstreifen zwischen das Schilf werfen würden und zwischen die Binsen, welche ihre glückliche Heimath schützend umgaben.

Nun verließ die Mutter manchmal ihre Kinder und setzte sich auf einen Weidenast, um da allein zu singen; bei vorrückender Jahreszeit that sie es immer öfter und öfter und ihr Gesang wurde dann so klagend und weich; denn er folgte der Fluth des Stromes, welcher dahin eilte, sie wußte nicht wohin, und dachte, daß sie, ihr Gatte und ihre Kinder eines Tages auch so dahineilen würden wie der Fluß, — und auch nicht wußten, wohin — nach dem unbekannten Lande, woher sie gekommen war. Ja, wohl darf ich es das unbekannte Land nennen, denn es waren nur schwache Bilder, welche von jenem Lande in ihrer Erinnerung schwebten.

Zuerst sang sie diese Liedchen nur, wenn sie allein war,

aber nach und nach fing sie an, auch ihre Kleinen zuhorchen zu lassen; — denn, würden diese sie eines Tages nicht auch dahin begleiten? Und wäre es nicht besser, sie allmälig zu gewöhnen, auch darüber nachzudenken?

Dann fragten die Kleinen, wo das unbekannte Land sei. Aber sie lächelte und sagte, sie könne es ihnen nicht sagen, denn sie wisse es nicht.

„Vielleicht reist der große Fluß dahin,“ dachte das älteste Kind, ein Söhnlein. Aber es irrte. Der große Fluß eilte schnell nach einer mächtigen Stadt, wo er durch die Bogen vieler Brücken strömte, und auf seinem Rücken den Handel vieler Nationen trug, ruhelos und gedrängt bei Tag, düster, dunkel und gefährlich in der Nacht! Ach! welcher Kontrast zwischen Tag und Nacht war in der mächtigen Stadt und in der Zeisigheimath, wo die vierundzwanzig Stunden des Wechsels, welche Gott für die Natur bestimmt hat, nur eben so viele Veränderungen der Schönheit waren!

„Mutter! warum singst du Lieder über ein unbekanntes Land?“ fragte eines Tages eine weichherzige Flügge. „Warum sollen wir die Schilfbeete und Weidenbäume verlassen? Können wir nicht alle hier Nestchen bauen und immer da leben? Mutter, laß uns nicht fortwandern! Ich wünsche mir kein anderes Land und keine andere Heimath als diese. Hier haben wir alle die Inselchen im großen Flusse zur Wahl und jedes von uns kann sich darauf niederlassen. Unmöglich gibt es in dem unbekannten Lande etwas Schöneres als hier die Schilfbeete und Weidenbäume. Ach, wie ich so glücklich bin! — Höre auf mit diesen schrecklichen Gesängen!“

Da hob sich die Brust der Mutter, indem sie mancherlei dachte, und sie erwiederte nichts; die Kleine fuhr aber fort:

„Denke an das rothe Glühen des Morgenhimmels, Mutter, und an den weichen Dunst und an die schönen Strahlen des warmen Lichtes über dem Wasser. Denke an den großen Glanz des Mittags, wenn das breite Schilfgras und die Binsen von der Hitze ganz durchglüht sind. Denke an diese Abende, Mutter, wo wir herumsitzen können in den Zweigen — hier oder dort — und die große Sonne betrachten, wenn sie am Himmel untergeht; oder wenn wir auf die Inselchen des großen Flusses fliegen, und in dem langen Grase dort singen, und beim Mondlichte nach Hause kommen und wieder singen, bis wir einschlafen, und singend wieder erwachen, wenn irgend ein Geräusch uns stört, ein Boot zufällig vorbeiplätschert oder aus fernen Gärten eines jener seltsamen Lichter mit großem Getöse zum Himmel schießt. Denke nur, wie uns selbst der Regen ergötzt. Wie angenehm ist es, uns miteinander in das weiche, warme Nest zu schmiegen und dem Plätschern der Tropfen in den Binsen und Blättern über unsern Köpfen zuzuhorchen! O! ich liebe diese theure, theure Heimath so sehr! Singe nicht mehr diese schrecklichen Lieder von einem anderen Lande!“

Die Mutter aber sagte:

„Höre auf mich, mein Kind, ich will dir ein anderes Lied singen.“

Und die Mutter verwandelte ihre Weise und sang ihren zarten Kleinen ein Lied aus den Tagen ihrer Jugend, als sie, obschon nicht unter Binsenbeeten, eben so glücklich und

fröhlich war wie jetzt, und wie, nachdem sie in ihrer Glückseligkeit viele angenehme Monate verlebt hatte, eine Stimme sich in ihr zu erheben schien, welche sagte — „Auf und wandre, hier ist keine Ruhe für dich!“ und wie sie sich wunderte und versuchte zu horchen und versuchte zu bleiben, wo sie war, um da noch immer glücklich zu sein. Aber die Stimme kam öfter und öfter und lauter und lauter; und wie dann der theure Gatte, den sie gewählt, dieselbe Stimme hörte und fühlte; und wie sie zuletzt zusammen ihre Heimath verließen und hieher kamen, sich zwischen den Binsen und Weiden niederzulassen. Und o! wie glücklich sie nun war!

„Wo aber ist der Ort, von dem du gekommen bist, Mutter?“ fragte die Kleine. „Ist er irgendwo in der Nähe, daß wir hingehen und ihn sehen können?“

„Mein Kind,“ antwortete die Mutter, „es ist das unbekannte Land. Weit, weit von hier, das weiß ich; aber wo es ist, das weiß ich nicht. Nun fängt die Stimme, die mich hieher rief, wieder an zu rufen. Und da ich einst gehorsam und vertrauensvoll war, soll ich es jetzt weniger sein, nachdem ich so glücklich geworden bin? Nein, mein Kind, laß uns in freudigem Vertrauen fort nach dem unbekannten Lande, wo immer es sein mag.“

„Wirst du bei mir sein, Mutter, dann will auch ich,“ zwitscherte die Kleine; und ehe sie schlafen ging, vereinigte sie ihre junge Stimme mit dem Gesange der Mutter von dem unbekannten Lande.

Einige Zeit darauf, als die Eltern fort an die Binsenufer des benachbarten Flußes gegangen waren, flog ein an=

derer der jungen Vögel auf die höchsten Aeste eines Weidenbaumes und fing, entzückt von seinem Plätzchen und auf einem Zweige sich vorwärts und rückwärts schaukelnd, fröhlich zu singen an. Er hatte viele Lieder versucht und sie waren ihm für sein Alter gut gelungen, bis er zuletzt das Lied vom unbekannten Lande versuchte.

„Ein schönes Lied, eine schöne Stimme und ein schöner Sänger!" bemerkte eine Elster, welche unglücklicherweise damals das Land durchkreuzte und deren boshafter Sinn sie da zurückhielt, indem es ihr Unterhaltung gewährte, sich, wie sie glaubte, als ein Wesen erhabener Weisheit zu zeigen.

„Ich bin an vielen Plätzen gewesen und war selbst einmal in dem Hause eines Menschen einheimisch, so daß ich einen Gesang ziemlich gut zu beurtheilen verstehe," fuhr die Elster fort, indem sie ihren Schweif aufstutzte und sich auf einem Zweige neben dem Zeisige wiegte; „aber, auf mein Wort, einen schöneren Gesang, als den deinigen habe ich selten gehört — nur wünschte ich, daß du mir sagen möchtest, worüber du eigentlich singst."

„Ueber das unbekannte Land," antwortete der junge Zeisig ganz unschuldig mit bescheidenem Vergnügen.

„Höre ich recht, mein kleiner Freund?" fragte die Elster mit spöttischer Feierlichkeit — „das unbekannte Land? — Ei sieh doch! Wer dächte so tief verborgene Weisheit unter Sümpfen und Gräben zu finden! Ein wahrer Hochgenuß in der That! Und was könntest du mir sonderbaren, alten Vogel, welcher selbst immer bestrebt ist, sich über dieses unbekannte Land zu belehren, von diesem wohl sagen?"

„Ich weiß nichts, als daß wir eines Tages dahin gehen," antwortete der Zeisig, etwas verlegen über das Benehmen der Elster.

„Ausgezeichnet!" erwiederte die Elster, sich schüttelnd vor Lachen. „Wie ich die Einfalt liebe! Du bist wirklich ein ausgesuchtes Muster derselben, junger Herr Zeisig! Du gedenkest also eine Reise nach dem unbekannten Lande zu machen, in der Voraussetzung natürlich, daß du, mein herziger, kleiner Freund, den Weg dahin finden könnest, über welchen aber, unter uns gesagt, noch mancher Zweifel, wie ich glaube, bestehen muß bei dem Umstande, daß der Ort selbst noch unbekannt ist. Nun, guten Abend, mein netter Herr Zeisig!"

„O! bleibe, bleibe!" rief der junge Vogel ganz bestürzt über den Spott der Elster. „Gehe nur jetzt nicht fort, ich bitte dich, sondern sage mir, was du über das unbekannte Land denkst."

„O! du kleiner Naseweis! willst du mich lächerlich machen? Ei, was könnte irgend Jemand, selbst so ein gescheidtes Geschöpf, als du bist, über ein unbekanntes Ding denken? Du kannst, das will ich zugeben, vermuthen, was dir beliebt, und so könnte auch ich es, wenn ich es der Mühe werth hielte, meine Zeit so thöricht zu verschwenden. Du wirst in diesem Falle nie über Vermuthungen hinauskommen; — was mich betrifft, so gestehe ich, daß meine geringen Fähigkeiten keinen Anspruch darauf machen, mehr zu leisten."

„Du wirst also selbst nicht hingehen?" fragte bewältiget der Junge.

„Sicherlich nicht. Denn für's Erste bin ich ganz zufrieden da, wo ich bin; und zweitens bin ich nicht so eilfertig im Glauben, als du es zu sein scheinst. Wie weiß ich, ob es einen solchen Platz, wie das unbekannte Land, überhaupt gibt?"

„Mein Vater und meine Mutter sagten mir so," antwortete der Zeisig mit größerer Zuversicht.

„O! dein Vater und deine Mutter sagten es dir?" lachte spöttisch die Elster. „Und du bist ein guter, kleiner Vogel und glaubst Alles, was Vater und Mutter dir sagen. Und wenn sie dir sagten, du würdest einst im Monde wohnen, glaubtest du ihnen wahrscheinlich wohl auch?"

„Sie haben mich noch nie getäuscht," antwortete der junge Zeisig bestimmt und sträubte, indem er so sprach, voll Entrüstung seine Federn.

„Ei Tausend, was ist dir jetzt, mein zartes, kleines Männchen? Wer sagte, daß Vater und Mutter dich je betrogen hätten? Aber ich nehme mir die Freiheit, dir zu sagen, daß sie, ohne im Geringsten betrügerisch zu sein, höchst unwissend sein können. Und jetzt überlasse ich es dir selbst, über beides zu entscheiden; denn man hat wahrlich nur Unannehmlichkeit, wenn man sich gegen euch ländliche Jungen gutmüthig bezeigt. Du bist nicht im Stande, dich mit einem Vogel von irgend einer Erfahrung und Weisheit zu besprechen. Darum ein für allemal Lebewohl!"

Und die Elster breitete ihre Flügel aus und fort war sie, ehe sich der Zeisig nur halb von dem Anfluge seines Aergers erholt hatte.

Diesen Abend trat ein entschiedener Wechsel der Witterung ein; denn der Sommer war schon sehr vorgerückt und ein plötzlicher Sturm hatte kühlere Luft und ungewöhnlich viel Regen gebracht. Die jungen Vögel waren erstaunt und betrübt, als sie den düstern Himmel und das Schwellen des Flusses sahen und zugleich fühlten, daß es keinen warmen Sonnenschein mehr gebe, die Nässe zu trocknen, wie es gewöhnlich nach einem Mittags-Schauer der Fall war.

„Warum ist der Himmel so wolkig und düster und warum ist der Fluß so trübe und dunkel und warum gibt es keinen Sonnenschein mehr?“ fragte eines der Kinder.

„Die Sonne wird ohne Zweifel wieder scheinen,“ war die Antwort der Mutter; aber die Tage nehmen schneller ab; auch hat das unfreundliche Wetter den heutigen sehr kurz gemacht und die Sonne wird diesen Abend kaum mehr durch die Wolken brechen. Achtet es nicht! Die Nässe ist noch nicht in unser Nest gedrungen. Gehet hinein, meine Lieben, und haltet euch warm, während ich euch von unserer Reise vorsingen werde. Einfältige Kinder, konntet ihr erwarten, daß der Sonnenschein immerfort dauern würde?“

„Ich hoffte und glaubte es einmal, habe aber seit Kurzem den Wechsel wahrgenommen,“ antwortete die Kleine, welche schon vorher so viel mit ihrer Mutter geplaudert hatte. „Und es kümmert mich jetzt nicht mehr, Mutter! Wenn der Sonnenschein geht, die Nässe kömmt und der Fluß dunkel, der Himmel schwarz aussieht, so denke ich an das unbekannte Land.“

Und dies gefiel der Mutter und sie setzte sich auf das

lange Schilfgras außerhalb des Nestes und sang ein Lied voll Hoffnung von dem unbekannten Lande; und Vater und Kinder stimmten ein — Alle außer Einem! Er, der arme Bursche, wollte und konnte nicht singen und wie die Stimmen verklungen waren, rief er seinen Brüdern und Schwestern im Neste zu:

„Dies wäre sehr gut und angenehm, wenn wir nur über das unbekannte Land, von dem wir sprechen, etwas wissen könnten.“

„Wenn wir zuviel davon wüßten, wären wir vielleicht dahier nie zufrieden,“ sprach lächelnd die zarte Kleine, die früher über das Fortgehen so betrübt war.

„Wir wissen aber nichts,“ entgegnete der Andere; „wie können wir wissen, daß es einen solchen Ort, wie das unbekannte Land, nur überhaupt gibt?“

„Wir fühlen es aber so bestimmt,“ antwortete die Schwester. „Den Ruf, von dem unsere Mutter spricht, habe ich gehört und gewiß auch du.“

„Du bildest dir wohl ein, ihn gehört zu haben,“ das heißt, rief der Bruder, „weil sie dir es sagte. Einbildung, Vermuthung ist es nur, kein Wissen. Ich könnte mir einbilden, ich hätte ihn auch gehört, wenn ich so schwach und einfältig sein wollte; aber ich denke weder daran fortzugehen, noch will ich es.“

„Hier ist nicht eure Ruhe,“ sang die Mutter draußen mit klarer, lauter Stimme; und „hier ist nicht eure Ruhe,“ widerhallte es aus dem lieblichen Vereine der Andern; und „hier ist nicht eure Ruhe!“ widerhallte es tief aus des armen Zeisigs eigenem Herzen.

„Hier ist nicht unsere Ruhe!“ wiederholte die Mutter.

„Der Fluß strömt vorwärts, die Wolken eilen dahin, die Winde jagen vorüber, weil hier ihre Ruhe nicht ist. Frage den Fluß, frage die Wolken, frage die Winde, wohin sie gehen? — Nach einem anderen Lande! — Frage die große Sonne, wenn sie vor unseren Augen hinuntersinkt, wohin sie geht? — Nach einem anderen Lande! — So lasset auch uns, wenn die bestimmte Zeit gekommen sein wird, auffliegen und fortwandern.“

„O Mutter, Mutter, ich möchte dir so gerne glauben! Wo ist das andere Land?“

Also rief der betrübte Zweifler in dem Neste. Dann öffnete er sein bekümmertes Herz und erzählte Alles, was die Elster zu ihm gesagt hatte, und die Eltern horchten ihm ruhig bis an das Ende zu.

„Höre auf mich, mein Sohn,“ rief dann die Mutter, „ich will dir ein anderes Lied singen.“

Und sie sprach darauf nochmal von dem Lande, welches sie verlassen hatte; nur lief ihre Erzählung immer dahin aus, daß sie es verlassen habe, ohne zu wissen, warum? Sie wanderte fort, wußte nicht, wohin, blind in Gehorsam, Glauben und Hoffnung. Als sie die weite Wüste der Gewässer durchkreuzte, gab es Niemand, der ihr die Ursache ihres Fluges erklärte, der ihr sagte, „dies oder jenes wird dein Schicksal sein.“ Hätte die Elster es ihr sagen konnen, wenn sie ihr dort begegnet wäre? Oder wurde sie getäuscht? Nein! die geheime Stimme, welche ihr gerufen und sie vorwärts geführt hatte, war eine Stimme der Güte. Sobald sie zu den

Schilfbeeten gekommen war, wußte sie Alles; denn nun erhob sich das unwiderstehliche Verlangen sich niederzulassen. Da wohnte sie mit ihrem Gefährten. Dann kam ihr der Gedanke, sie müsse ein Nest bauen. Ach, hätte die Elster die neue Heimath für ihre noch ungeborenen Kinder sie bauen sehen, wie hätte sie gespottet! Was konnte sie, hätte die Elster gefragt, von der Zukunft wissen? War nicht Alles Einbildung, Vermuthung, Thorheit? Aber wurde sie betrogen? Nein! Die Stimme der Güte war es, die sie lehrte, was sie thun solle. Und ist sie denn nicht die glückliche Mutter ihrer Kinder geworden? Und ist sie jetzt nicht im Stande, ihren Kindern in ihrer Betrübniß Trost und Rath zu ertheilen? O! laßt die Elster schwätzen, was immer sie will! War es zu erwarten, daß die Stimme der Güte sie betrügen würde? „Nein!" rief sie, „laßt uns in freudigem Vertrauen dem Rufe gehorchen, obwohl wir jetzt nicht wissen, warum? Kenntnisse und Belehrungen mögen ertheilt werden, wenn nur Gehorsam und Glaube vollkommen sind." So endete das Lied der Mutter und keine schlimme Andeutung umwölkte je wieder die Zeisigheimath.

Mehrere Wochen veränderlichen Herbstwetters folgten auf einander und die kalten Morgen und Abende waren Ursache, daß die Abschiedslieder immer lauter und lauter und fröhlicher als je in den Schilfbeeten erklangen. Sie wußten, sie fühlten es, sie hatten das Vertrauen, daß sie Freude in dem unbekannten Lande erwarte. Aber an einem düsteren Morgen, als Alle nach verschiedenen Richtungen geschäftig waren, schreckte plötzlich ein lauter Schall die Jungen aus ihrer Lustbarkeit

und sie eilten entsetzt und verwirrt nach Hause. Das alte Nest sah an diesem Tage lockerer und unordentlicher aus als je; denn durch den halb ausgenützten Boden war Wasser eingedrungen. Sie schmiegten sich, wie früher, in Sicherheit hinein. Bald aber zeigte sich, daß weder Vater noch Mutter da waren; und nachdem sie einige Zeit vergebens auf deren Rückkehr gewartet hatten, flogen die erschreckten Jungen wieder fort, um sie zu suchen.

O, wie hart, wie hart ist es, Vermißte, die wir lieben, aufzusuchen. Es ließe sich bezweifeln, ob die Trauer über die entdeckte Wirklichkeit größer war als die Angst dieser Stunde der Ungewißheit. — Jedoch sie endete. —

Auf einem Flecke wildwuchernden Grases, welches einen Schlammhügel bedeckte, so voll Nässe, daß der grausame Jäger seiner Beute nicht folgen konnte, lagen von dessen Geschoß getroffen die Eltern. Der Vater war bereits todt, aber die Mutter lebte noch, und als das Weheklagen der Kinder in ihre Ohren drang, zwitscherte sie noch ein letztes sanftes Lied voll Trost uud Hoffnung.

„Fort, fort, meine Lieben, nach dem unbekannten Lande! Die Stimme, welche einst unser ganzes Geschlecht hervorrief, und nur aus Güte ruft, ruft euch jetzt! Gehorchet! Wandert fort in freudigem Vertrauen! Schnell, schnell, es ist keine Zeit zu verlieren!“

„Aber mein Vater, — du — o meine Mutter!“ weinten die Kinder.

Stille, meine Lieben, stille! Wir können hier nicht bei euch bleiben. Aber es mag noch ein anderes Land geben.

zu welchem dieses führen kann." Darauf legte die Mutter den Kopf auf die wunde Seite und starb.

Lange ehe noch am nächsten Morgen die Sonnenstrahlen den düstern Nebel durchdrungen hatten, erhoben sich die jungen Zeisige zum letzten Male über ihre so sehr geliebten Schilfbeete und nahmen ihren Flug, sie wußten nicht, wohin?

Sie hegten eine dunkle und unbestimmte Hoffnung, daß sie ihre Eltern in dem unbekannten Lande wiederfinden könnten. Und wenn auch, als diese Hoffnung verschwunden war, tiefer Kummer sie schmerzte, so dauerte es nicht lange, denn — so sagte der Bruder —

„Es kann noch ein anderes unbekanntes Land geben, selbst besser als dieses, und nach jenem Lande mögen sie gegangen sein.

Kenntnisse sind nicht die Grenze des Glaubens.

Vorwort.

Fast Jeder weiß, was ein Seekraut ist, aber Viele wissen vielleicht nicht, daß die reizenden ledergelben Exemplare, die sie unter den beliebten grünen und rosenfarbenen Sorten sammeln, nicht wirklich Seekräuter oder irgend andere Gewächse sind, sondern animalische Wesen, den Naturforschern unter dem Namen „Zoophyten" bekannt.

Sie erscheinen jedoch dem unbewaffneten Auge wie Pflanzen, so daß sie immer für solche gehalten wurden, bis man durch das Mikroskop entdeckte, daß diese sogenannten Pflanzen mit Zellen bedeckt sind, in denen sich winzige kleine Wesen befinden, und aus welchen sie Fühlhörner herausstrecken, um Beute als Nahrung zu haschen.

Aber da diese kleinen Geschöpfe (Polypen genannt) ihre zellenähnlichen Wohnungen nicht verlassen können, so darf der Zoophyt wohl ein Misch-Thier genannt werden. Er gleicht einem Strauche, nur daß er in allen seinen Zweigen

statt des vegetabilischen mit animalischem Safte ausgefüllt ist und daß in jeder Knospe ein lebendes Geschöpf wächst.

„Corallinit" hingegen heißt das gemeine lilafarbene Seekraut mit einer harten, kleberigen Bekleidung, welches an allen englischen Küsten gefunden wird und den Seekrautsammlern, wenn nicht mit Namen, so doch vom Sehen bekannt ist.

Das einzige Sonderbare seiner Geschichte ist, daß es mehr als ein halbes Jahrhundert für ein animalisches Wesen gehalten wurde.

Diese sonderbare Verwechselung kam von demselben ausgezeichneten Naturforscher, Herrn Johann Ellis, einem Londoner Kaufmanne, der die animalische Natur des Zoophyten behauptete. Und da sich seine Angaben über diesen als eben so wahr als interessant herausstellten, so nahm man auch das, was er über den Corallinit sagte, für wahr an. Aber in neuester Zeit begann man Ellis' Verwechselung zu vermuthen. Einer unserer hervorragendsten Naturforscher der Gegenwart, Johnston aus Berwick, veröffentlichte im Jahre 1842 eine Geschichte der britischen Schwämme (Lithophyten), worin diese Frage für immer beseitigt und durch die Ergebnisse der genauesten Untersuchungen und der entschiedensten Experimente die vegetabilische Natur derselben erwiesen ist.

Kenntnisse sind nicht die Grenze des Glaubens.

„Fassest du etwa die Fußstapfen Gottes?"
Job. XI. 7.

Es war nur ein Schlag der durch den Luftzug des offenen Fensters zugeworfenen Thüre, welcher diesen großen Lärm verursachte und das Zimmer so heftig erschütterte.

Das Zimmer war die Bibliothek eines Naturforschers, und schade, daß einige Foliobücher mit Mustersammlungen so nahe an den äußersten Rand des Tisches gelegt waren; denn als die Thür zuklappte, fielen sie herunter und viele Pflanzen, Seekräuter und dergl. waren auf dem Boden zerstreut.

„Treffen wir uns wieder einmal," sagte ein Zoophyt zu einem Seekraute (Corallinit), in dessen Gesellschaft er an das Ufer gespült worden war, — „treffen wir uns wieder einmal? Das ist ein wahres Vergnügen. Welche sonderbare Abenteuer hatten wir nicht zu bestehen, seit die Wellen uns zusammen auf den Sand schleuderten!"

„Ei, in der That", erwiederte das Seekraut, „und an welchen seltsamen Platz wir zuletzt gekommen sind! Nun wohl aber laß mich dich vor Allem fragen, wie du dich nach

all' diesem Waschen und Trocknen, Ausdrücken und Gummiren, welches wir erlitten haben, diesen Morgen befindest?"

„O, ziemlich wohl, was meine Gesundheit betrifft, aber sehr, sehr traurig. Du weißt, daß zwischen dir und mir ein großer Unterschied ist. Du hast wenig oder gar keine Ursache, traurig zu sein, denn du bist noch gerade so, wie du immer warst, ausgenommen, daß du nicht mehr wachsen kannst. Aber ich! Ich bin nur mehr das Gerippe von dem, was ich einst gewesen bin! Alle die fröhlichen kleinen Geschöpfe, die mich bewohnten, sind todt und vertrocknet. Sie starben auf einmal zu Hunderten, bald nachdem ich das Meer verlassen hatte; und selbst wenn sie noch länger fortgelebt hätten, würde das abscheuliche frische Wasser, in welches wir von dem schrecklichen Wesen, das uns aufhob, gelegt wurden, sie auf einmal getödtet haben. Worüber lächelst du?"

„Ich lächle," sagte das Seekraut, „weil du unsern neuen Herrn ein schreckliches Wesen nennst, und weil du dich so bestimmt über die kleinen Geschöpfe, die in dir wohnten, ausspricht."

„Und warum sollte ich nicht als bestimmt aussprechen, was ich so gut weiß? fragte der Andere.

„O, was du weißt, Zoophyt, allerdings! Aber ich wäre neugierig, zu vernehmen, was wir denn eigentlich wissen. Es gibt Leute, die bei dem, was sie zu wissen glauben, höchst eigensinnig beharren, und, siehe da! am Ende offenbart sich der Irrthum."

„Wie kommst du dazu, so zu sprechen?" fragte der Zoophyt; und das Seekraut antwortete: „Ich habe es von einem

sehr wunderlichen Geschöpfe, mit welchem ich hier Bekanntschaft gemacht habe — von einem Bücherwurme gelernt. Er geht seinen Weg durch alle Bücher in dieser Bibliothek, gerade wie es ihm gefällt, sammelt sich eine Menge Belehrungen und hat umfassende Kenntnisse. Er selbst sei aber ein bloßes Nichts, so sagt er, im Vergleiche mit dem Geschöpfe, welches uns aufhob — „dem schrecklichen Wesen," wie du es nennst. Ei, mein theurer Freund, der Bücherwurm sagt mir, daß jenes, welches uns gefunden, ein Mensch, und daß der Mensch das wunderbarste Geschöpf auf der Erde sei, daß es wenigstens Nichts gebe, was ihm gleichkomme. Was diesen hier insbesondere betrifft, so ist er ein Naturforscher, das heißt, er weiß Alles über lebende Geschöpfe, Pflanzen und Steine, und ich weiß nicht über was noch Alles. Nun hältst du es nicht für eine große Ehre, ihm anzugehören und mit seinem Freunde, dem Bücherwurme, Bekanntschaft gemacht zu haben?"

„Natürlich!" antwortete der Zoophyt.

„Sehr wohl," fuhr sein Gefährte fort, „ich wußte, du würdest es gerne, und doch kann ich dir sagen, daß gerade dieser Naturforscher und sein Bücherwurm Beispiele von dem sind, was ich dir so eben gesagt habe. Beide bilden sich ein, daß sie beinahe Alles wissen, und bleiben so eigensinnig als möglich bei den lächerlichsten Irrthümern."

„Mein liebes Seekraut, bist du denn ein zuständiger Richter in solchen Sachen?"

„O, bin ich es nicht?" erwiederte das Seekraut. „Ei nun, zum Beispiel, worüber glaubst du, daß der Bücherwurm und ich den halben Morgen gestritten haben? Wirklich nur

darüber, ob ich ein Thier oder eine Pflanze sei? Er erklärt, daß ich ein Thier sei, voll kleiner lebender Geschöpfe, wie die deinigen, und daß eine lange Erklärung hierüber auf der Kehrseite des Blattes, auf welchem ich aufgeklebt bin, geschrieben stehe."

„Unerhörter Unsinn!" sagte der Zoophyt ärgerlich, obwohl ihm der Gegenstand Unterhaltung gewährte; er wurde aber von dem Seekraute wieder unterbrochen — „Was dich betrifft, so schäme ich mich fast, dir zu sagen, daß man dich, deine ganze Familie und alle deine Verwandten von Geschlecht zu Geschlecht als Vegetabilien betrachtete. Erst seit Kurzem bekamen diese Naturforscher heraus, daß du ein Thier bist. Darf ich also nicht sagen, daß es Leute gibt, die an dem, was sie zu wissen glauben, sehr eigensinnig festhalten und daß sich am Ende doch der Irrthum herausstellt? Was mich betrifft, so bin ich ganz bestürzt über dieses grobe Versehen."

„Ach, wie enttäuscht ich bin!" sagte der Zoophyt. „Ich glaubte, wir wären wirklich in die Hände eines sehr interessanten Geschöpfes gekommen. O, wie sehr ich es bedauere! Ich fand es so trefflich, daß es so wunderbar weise Geschöpfe geben sollte, welche ihre Zeit damit zubringen, Alles über Thiere, Pflanzen und dergleichen Dinge auszuforschen, und uns dann Alle in diesen schönen Büchern sorgfältig aufzubewahren. Es gefiel mir so gut; statt dessen aber finde ich, daß die wunderbar weisen Geschöpfe — wunderbar unwissend sind!"

„Ja wirklich," lachte das Seekraut, „obwohl unser gelehrter Freund, der Bücherwurm, ganz anders zu dir sprechen

würde; aber er wird immer ganz schwindlich, wenn er von ihnen spricht, der arme Bursche!"

„Es ist sehr leicht, Bessere als du bist, lächerlich zu machen!" sagte eine fremde Stimme, und der Bücherwurm, der gerade seinen Weg durch den Einband von Lord Lacon's „Fortschritte der Wissenschaft" gebissen hatte, kam jetzt zum Vorschein, wie er auf der Außenseite saß und das Gespräch behorchte. „Ich muß sehr bedauern, dir etwas gesagt zu haben, wenn du so üblen Gebrauch machst von den wenigen Kenntnissen, die du bereits erlangt hast."

„O, ich bitte um Verzeihung, theurer Freund!" rief das Seekraut. „Ich meinte es nicht böse! Du siehst, es ist gänzlich neu für uns, etwas zu lernen, und wirklich, wenn ich lachte, mußt du mich enschuldigen. Ich meinte es nicht böse, nur ist es mir als thatsächlich bekannt, daß ich niemals mit kleinen Geschöpfen gleich meinem Freunde, dem Zoophyten, belebt war, und ebenso thatsächlich ist ihm bekannt, daß er nie eine Pflanze war. Nun wirst du einsehen, daß wir lachen mußten, als wir an dein wunderbares Geschöpf, den Menschen, dachten, der solche wunderliche Fehler begehen kann."

Der Bücherwurm konnte nicht umhin, hierüber zu lächeln, schüttelte aber bald gravitätisch den Kopf und sagte: „Jeden Irrthum, den der Mensch begeht, kann er entdecken und verbessern, — ich meine natürlich jeden Irrthum über die ihm untergeordneten Geschöpfe, welche er durch eigene Beobachtung kennen lernt. Er kann, was er auf einmal nicht ganz beobachtete, ein andermal genau erforschen. Ich bleibe stets bei einer Angabe, die ich als wahr erkenne, und wiederhole

euch, — lachet, soviel ihr wollt, — daß der Mensch trotz seiner Irrthümer ohne alle Ausnahme das wunderbarste und geschickteste Wesen auf Erden ist."

„Du wirst selbst ein geschicktes Wesen sein, wenn du uns dieses beweisen kannst!" riefen wie aus einem Munde der Zoophyt und das Seekraut.

„Welche Idee, mich mit meinen Hunderten von lebenden Einwohnern für eine Pflanze zu halten! sagte höhnisch lächelnd der Zoophyt.

„Und mich, eine wirkliche, mit Klebstoff überzogene Pflanze für ein Thier!" lächelte das Seekraut.

Bücherwurm: „Nun, liebe Freunde, lachet, und wenn ihr ausgelacht habt, so höret auf mich. Hättet ihr euch durch so viele weise Bücher hindurch gearbeitet, wie ich, so würdet ihr weniger lachen und mehr wissen."

Zoophyt: „Ei, sei nur nicht ärgerlich, Bücherwurm!"

Bücherwurm: „O, nicht im Geringsten! Ich kenne die Ursache aller Thorheiten, die ihr sagt, nur zu gut, um euch nicht zu entschuldigen, und zerbreche mir eben den Kopf, wie ich es anzustellen habe, um die behauptete Ueberlegenheit des Menschen auf verständliche Art zu beweisen."

Seekraut: „Also gibst du die Schwierigkeit des Beweises zu und gestehst selbst, daß es etwas verwirrend ist."

Bücherwurm: „Ich fürchte es; aber die Schwierigkeit liegt nicht da, wo ihr glaubt. Ich bedauere, sagen zu müssen, daß es einzig und allein euer untergeordneter Zustand ist, welcher euch hindert, die Ueberlegenheit des Menschen zu begreifen. Welche Irrthümer er auch immer begehen mag, er

kann sie alle durch eine nähere und geduldigere Beobachtung verbessern. Aber keine Beobachtung kann es euch faßlich machen, was der Mensch ist. Ihr seid ganz in der Gewalt seiner Kräfte, während er erhaben ist über dem Bereiche der eurigen."

Seekraut: „Mit all' deiner Wissenschaft bist du nicht besonders höflich, Herr Bücherwurm!"

Bücherwurm: „Ich will durchaus nicht unhöflich sein, gewiß nicht. Ihr seid beide sehr schöne Geschöpfe, und ich darf sagen, auch eben so nützlich. Nur solltet ihr euch nicht einbilden, daß ihr Alles wisset und daß ihr fähig seiet, Alles zu verstehen, und solltet vor allen Dingen nicht über die Erhabenheit und Kräfte eines anderen Geschöpfes streiten, nur, weil ihr es nicht zu begreifen vermöget."

Seekraut: „Und muß ich denn dem Nächstbesten alle die langen Geschichten über die wunderbaren Kräfte anderer Geschöpfe glauben? — Und wenn ich frage, worin diese wunderbaren Kräfte bestehen, muß man mir dann sagen, daß ich sie nicht verstehe, aber dennoch an sie glauben müsse."

Bücherwurm: „Sicher nicht, wenn nicht die wunderbaren Kräfte durch wunderbare Erfolge bewiesen werden. Aber wenn sie bewiesen sind, so rathe ich euch, an sie zu glauben, ihr mögt sie verstehen oder nicht."

Seekraut: „Wie kann ich glauben, was ich nicht verstehe?"

Bücherwurm: „Nun wohl, thue es nicht und bleibe ein unwissender Thor dein ganzes Leben lang. Natürlich kannst du nicht verstehen, was außerhalb der engen Grenzen deiner

Kräfte liegt. Wenn du also diese Kräfte zur Grenze deines Glaubens machen willst, so wünsche ich dir viel Vergnügen; denn du wirst dann sicher nicht mit Kenntnissen überladen werden!"

Seekraut: „Ich gebe dir den Tadel zurück und sage dir, daß es sehr leicht ist, hochmüthig gegen Geringere zu sein, Herr Bücherwurm! Es wäre besser, du versuchtest, mir jene wunderbaren Krafte zu erklären und auf diese Weise alle Schwierigkeiten, die meinem Glauben im Wege stehen, zu beseitigen."

Bücherwurm: „Wie immer ich es auch versuchen möchte, es gelänge mir doch nicht. Du bist nicht einmal im Stande, meine Ueberlegenheit zu begreifen."

Seekraut: „O Bücherwurm! nun wirst du eingebildet!"

Bücherwurm: „In der That nicht; aber du sollst selbst urtheilen; ich kann viele Dinge thun, die dir nicht möglich sind; unter andern kann ich sehen."

Seekraut: „Was ist das?"

Bücherwurm: „Nun, da! Ich wußte, ich würde dich sogleich in Verwirrung bringen. Sehen ist, was ich mit einer sehr künstlichen Maschine in meinem Kopfe, Auge genannt, thun kann. Aber da du kein Auge hast und deßhalb nicht sehen kannst, wie soll ich dir verständlich machen, was Sehen ist?"

Seekraut: „Warum, du kannst es mir doch sicherlich sagen!"

Bücherwurm: „Sagen, was? Ich kann dir sagen, „ich sehe." Ich kann sagen, „nun sehe ich," während ich auf dir gehe und die kleinen Stückchen sehe, die unter mein

kleines Auge fallen. Ich kann dir in der That auch sagen, was ich sehe; aber wie soll ich dich lehren, was Sehen ist? Du hast kein Auge und kannst deshalb nicht sehen und nie wissen, was Sehen ist."

Zoophyt: „Nun, wozu sollen wir denn glauben, daß es ein solches Ding, das Sehen genannt wird, wirklich gebe?"

Bücherwurm: „O! glaubt es nur nicht! Es wäre mir lieber, ihr gäbet euch keine weitere Mühe mehr mit der Sache, denn ihr seid beide sehr eigensinnig und langweilig. Am Ende ist es doch nur Stolz und Eitelkeit. Ihr wollt in der Schöpfung einen höheren Platz einnehmen, als diese euch angewiesen hat; dabei kann nichts Gutes herauskommen. Wenn ihr euch begnügen wolltet, wunderbare Dinge auf dem einzigen Wege, der euch offen steht, zu lernen, würde es mir viel Vergnügen machen, euch noch mehr mitzutheilen."

Zoophyt: „Und welcher Weg wäre das?"

Bücherwurm: „Ei, es wäre auf dem Wege der Wirkungen, welche von jenen Dingen hervorgebracht werden. Wie ich schon vorher sagte, selbst wo ihr die wunderbaren Kräfte an sich nicht versteht, kann euch die Eingebung verliehen werden, an ihr Dasein und ihre wunderbaren Erfolge zu glauben."

Seekraut: „Und die Erfolge dessen, was du Sehen nennst, sind —"

„Im Menschen," unterbrach ihn der Bücherwurm, „daß er dazu gelangt, Alles an Euch, sowie an allen Geschöpfen, Pflanzen und Steinen, die er betrachtet, zu erkennen und zu wissen, so daß er genau deine Gestalt, deinen Wachsthum

und deine Farbe kennt, und Alles von den Zellen der kleinen Thierchen, die in dir wohnen — wie viele Fühlhörner sie haben, wovon sie leben, wie sie die Nahrung in sich aufnehmen, wie die Eier aus den Zellen hervorkommen, wo du lebst und zu finden bist, welche andere Zoophyten mit dir verwandt und dir am ähnlichsten sind — kurz die kleinsten Eigenthümlichkeiten. — Auch legt er dich in seinen Sammlungen nicht unter fremde Geschöpfe, sondern zu jenen, mit welchen du am nächsten verwandt bist, beschreibt dich, macht Abbildungen von dir und gibt dir einen Namen, so daß du als dasselbe Geschöpf erkannt wirst, wo immer in der Welt man dich findet. Und nun bin ich ganz außer Athem von meiner Erzählung über diese wunderbaren Erfolge des Sehens."

„Aber mich hielt er einmal für eine Pflanze," sagte der Zoophyt nachsinnend.

„Nun ja, wie ich schon sagte, er hatte dich nicht genug betrachtet; auch hatte er damals noch nicht das seltsame Instrument erfunden, welches sein großes Auge in den Stand setzt, solche kleine Kerlchen, wie deine Bewohner sind, zu sehen. Aber sobald er dieses Instrument verfertiget hatte, und dich sorgfältig betrachtete, sah er Alles in dir."

„Ei, mich nennt er aber noch immer ein Thier," bemerkte das Seekraut.

„Das weiß ich wohl, aber gewiß wird er es nicht lange mehr thun. Wenn du eine Pflanze bist, so bürge ich für ihn, daß er es bei genauerer Prüfung genau so finden wird."

„Du erwartest von uns, Bücherwurm, daß wir die sonderbaren Dinge glauben," bemerkte der Zoophyt.

„Ja gewiß, und zwar wegen der Unendlichkeit der Wunderdinge, die es zu glauben gibt. Und was ihr selbst nicht zu fassen vermöget, müßt ihr hinnehmen im Vertrauen auf Höhere," sprach lächelnd der Bücherwurm. „Es ist der einzige Weg. Beobachtung und Offenbarung sind die einzigen Mittel, Kenntnisse zu erlangen."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und zwei Herren traten in das Zimmer.

„O, mein neues Exemplar auf dem Boden!" bemerkte der Naturforscher; „aber es thut nichts," fügte er hinzu, indem er es aufhob, „es ist gerade das, welches ich brauche; es wird meinem Zwecke herrlich dienen; ich werde jedoch nur einen ganz kleinen Zweig opfern."

Und der Naturforscher brach ein kleines Stückchen von dem Seekraute, legte es in eine Untertasse und goß aus einer Flasche etwas Flüssigkeit darauf, worauf eine Gährung entstand und sich die klebrige Haut des Seekrauts losmachte, während beide Herren da saßen.

„Jetzt," lispelte der Bücherwurm dem Zoohpyten zu, „beobachten die beiden Herren deinen Freund, das Seekraut, ganz genau, um seine Natur zu erforschen, und glückt es ihnen nicht, so verzweifle ich über meiner ganzen Beweisführung. Es gelang ihnen aber."

Die beiden Herren fuhren in ihrer Beobachtung fort, bis der Klebstoff ganz aufgelöset und nichts mehr in der Tasse zu sehen war, als ein zarter rother Zweig und auf diesem kleine runde Dinger, die wie winzige Aepfelchen aussahen.

„Das ist entschieden die Frucht," bemerkte der Naturforscher, „und nun wollen wir fortfahren, das Ding durch das Mikroskop zu besehen."

Und sie thaten es.

Mehr als eine Stunde verging, und den Bücherwurm und seine beiden Freunde wandelte ein leichter Schlaf an; denn sie hatten auf weitere Bemerkungen des Naturforschers so lange gewartet, bis sie ganz ermüdet waren. Sie fuhren aber erwachend auf, als sie ihn ausrufen hörten: „Es ist unmöglich, auch noch den geringsten Zweifel darüber zu hegen. Wenn ich je einen hatte, ist er jetzt verschwunden, und der Corallinit muß wieder in seine alte Lage unter die Pflanzen zurück."

Und der Naturforscher lachte, indem er den Gummi von dem Exemplare losmachte, klebte dieses auf frisches Papier und legte es unter die Klasse der Seekräuter; und bald darauf verließen die beiden Herren das Zimmer.

„So hat er wirklich unsern Freund richtig erkannt!" rief der Zoophyt, „und auch wegen der Frucht hatte er Recht! O Bücherwurm, Bücherwurm! — Ich wollte, ich könnte begreifen, was Sehen ist!"

„O Zoophyt, Zoophyt! Ich wollte, du verschwendetest deine Zeit nicht im Streben nach dem Unerreichbaren! Du weißt, was Fühlen ist. Gut, so will ich dir sagen, daß das Sehen etwas wie das Fühlen, und daß es ganz davon verschieden ist. Genügt dir das?"

„Das klingt wie Unsinn."

„Es ist Unsinn. Es kann nur eine unsinnige Antwort

geben, wenn du darauf bestehen willst, thatsächlich, wie du es nennst, Kräfte zu verstehen, die über dir sind. Erkläre dem Felsen, auf welchem du wachsest, was Fühlen ist!"

„Wie könnte ich das?" rief der Zoophyt, „er hat keine Empfindung."

„Eben so wenig, als du Gesicht hast," erwiederte der Bücherwurm.

„Das ist in der That wahr!" rief der Zoophyt. „Bücherwurm! ich bin befriedigt, gedemüthiget und, ich muß es gestehen, ganz befriedigt. Nun will ich mich aber unserer Lage hier erfreuen, unseren neuen Herrn lobpreisen und seine hohen Kräfte bewundern, obwohl ich sie nicht verstehen kann."

„Ich bin stolz auf meine Schüler," erwiederte freundlich der Bücherwurm.

„Auch ich bin dein Schüler," sprach das Seekraut; „doch sage mir jetzt, gibt es noch andere wunderbare Kräfte im Menschen?"

„Mehrere," war die Antwort des Bücherwurmes; „aber um sie wirklich zu erkennen, müßte man sie selbst besitzen. Die geringere Kraft kann nie den vollen Begriff der höheren umfassen. Aber den Glauben in die Grenzen der eigenen kleinen Kraft zu bannen, hieße sich am Fuße eines Baumes niederbinden lassen und das Dasein der oberen Zweige verläugnen."

„Es gibt, wie ich vermuthe, keine Kräfte über jenen des Menschen," sagte der Zoophyt nachdenkend.

„Ich bin weit entfernt, dies zu behaupten," erwiederte der Bücherwurm; „im Gegentheil —"

Aber was er weiter gesagt hätte, weiß Niemand; denn die Thür öffnete sich, und der Naturforscher, der nun allein zurückkehrte, brachte da seinen Abend zu, indem er die Exemplare nach ihren besonderen Bänden in die Fächer ordnete. Und es verging eine lange, lange Zeit, bis sie der Bücherwurm wieder sah; denn die Bände, in welchen sie aufbewahrt wurden, waren von russischem Leder, wider dessen Geruch er einen besonderen Abscheu fühlte, so daß ihm der Weg zu einem freundlichen Geplauder benommen war.

Erziehen und Einschränken.

„Woran man ein Kind gewöhnt,
davon läßt es nicht, wenn es alt wird.“
Prov. XX. 11. 6.

„Welches Aufheben mit euch gemacht wird, meine lieben, kleinen Freunde!“ rief der Wind in dem schönen Garten eines Landhauses den Blumen zu. „Ich bin ganz erstaunt, wie geduldig und sanft ihr euch allen diesen Belästigungen, die man euch anthut, unterwerfet! Ich habe heute euern Freund, den Gärtner, eine Weile beobachtet, und jetzt, da er gegangen ist, bin ich wirklich neugierig zu hören, was ihr über eure unnatürliche Erziehung denkt und fühlt.“

„Ist sie denn unnatürlich?“ fragte eine schöne, große Garten-Wicke auf dem Gipfel einer schlanken Fichtenstange, an welcher sie sich hinaufgerankt hatte, daß nun ihre sammetnen Blumen gleich purpurnen Edelsteinen schwebend herabhingen.“

„Ich muß über deine Frage lachen,“ war die Antwort des Windes. „Du wirst doch sicher nicht glauben, daß du im natürlichen Zustande gezwungen wärest, so regelmäßig an eine lange, kahle Stange hinaufzuklettern, wie ich dich jetzt

sehe. Gewiß nicht, meine Theure. Ich versichere dich, deine Base, die wilde Wicke, welche ich diesen Morgen im Felde verließ, thut so etwas nicht. Sie läuft und klettert umher, wie die Laune sie ankömmt. Manchmal gefällt es ihr, sich auf dem Boden zu winden, hie und da fährt sie in eine Hecke und spielt Kuckuck mit den Vögeln im Dornstrauch und in den Nußbäumen, sich hier anschlingend — dort herumwindend, und zuletzt kömmt sie vielleicht gar oben heraus und überhängt das Gesträuch mit einer Decke von grünen Blättern und schönen, weißen Blumen. Eine von der deinigen ganz verschiedene Lebensart! Immer ist der Gärtner hinter dir, stets dich meisternd und gleichsam unaufhörlich dir zurufend: „Nicht hieher! nicht dorthin!" — Armes Ding! Ich habe Mitleid mit dir! Dennoch muß ich sagen, daß du mich zugleich lächerst, denn du siehst immer so stolz und deiner Schönheit so selbstbewußt aus, daß man glauben möchte, du wissest gar nicht, in welcher lächerlichen und abhängigen Stellung du dich befindest."

Da wurde die Wicke ganz beschämt über die Worte des Windes; denn sie war diesen Morgen zufolge einer Schmeichelei, die sie den Gärtner über ihre Schönheit sagen hörte, sehr eingebildet; darum ließ sie ihre Glockenblumen viel tiefer als gewöhnlich herabhängen und erwiederte nichts mehr.

Aber die rothe Nelke nahm nun das Wort und sprach: „Was du über die Wicke sagst, mag wahr sein; aber es läßt sich nicht auf mich anwenden. Mir ist nicht bekannt, irgend eine arme Verwandte in der Gegend zu haben, und ich selbst bedarf aller der Sorgfalt, die man auf mich verwendet. Meine jungen Pflanzen verlangen Wärme, um zu leben, und die

Töpfe, in welchen wir gezogen werden, schützen uns vor jenen grausamen Kornwürmern, welche so gerne unsere Wurzeln zerstören."

„O," rief der Wind, „unsere Freundin, die Nelke, ist ja ganz tief gelehrt in ihren Bemerkungen, deren Richtigkeit ich bezüglich der Feuchtigkeit, der Kälte und der Kornwürmer vollständig anerkenne; aber" — und hier flüsterte der Wind nur ganz leise, indem er eine andere Wendung um das Blumenbeet machte — „aber, was ich behaupte, meine Liebe, ist, daß dich, wenn du einmal stark und alt genug bist, um in den Boden gesetzt zu werden, diese Gärtner wachsen und blühen lassen sollten wie die Natur dich treibt und wie du thätest, wenn man dich allein gehen ließe. Aber nein! Immer müßen sie abschneiden, zurechtrichten und jedes seitwärtsschießende Blatt hinaufschlingen, wenn es von dem für deinen Wachsthum gewählten Musterzuschnitte abweicht. Warum ist es deinen Silberbüscheln nicht erlaubt in natürlicher Ueppigkeit zu wachsen? Warum muß jede einzelne Blume, so wie sie anfängt sich zu öffnen, bei ihrem zarten Stengel an einen Stab gebunden werden? Bei deiner natürlichen Anmuth und Schönheit, meine ich, dürfte man dich wirklich ein Bischen mehr dir selbst überlassen! —"

Und die Nelke fing nun an dieses zu glauben, und ihre Farbe wurde noch röther, indem ein Gefühl des Unwillens über die kindische Behandlung, der man sie unterworfen hatte, in ihr aufwallte. „Bei meiner natürlichen Anmuth und Schönheit," wiederholte sie bei sich selbst, „dürften sie mich sicher mehr mir selbst überlassen."

Der Rosenstrauch bestand jedoch darauf, daß in der Sorgfalt eines Gärtners ein großer Vortheil liegen müsse; denn er hatte nicht nöthig, das Bewußtsein der eigenen überwiegenden Vorzüge vor seinen Verwandten in den Wäldern zu verläugnen. Welcher Unterschied in Größe und Wohlgeruch!

Der Wind versicherte hierauf die Rose, er habe nie beabsichtigt zu bestreiten, welchen Vortheil es für sie habe, in fetter Gartenerde zu leben; nur gebe es selbst in einem Garten eine natürliche Art zu wachsen, und er halte es für eine große Schmach, wenn der Gärtner den Rosenstrauch in eine unnatürliche Form zwänge und alle Kräfte seiner Natur verringere. Was könnte man z. B. Gewaltigeres sehen, als eine Rose in der Gestalt eines Busches auf der Spitze eines anderen Stammes? „Denke an all' das Zustutzen," rief er aus, „das nöthig ist, um dich, armes Ding, in der so sehr bewunderten runden Form zu erhalten. Und was schaden die schönen Sprößlinge, daß man sie abschneidet, sobald sie hervortreiben? Warum läßt man dem gesunden Rosenstrauche nicht seinen freien, herrlichen Wuchs? Warum läßt man seine Zweige nicht anmuthig herabhängen oder emporwachsen? Könnte er je zu breit oder zu üppig werden? Könnten seine Blumen je zu zahlreich sein? O Rosenstrauch! du kennst deine unübertrefflichen Vorzüge zu gut, um zu glauben, daß Alles dieses möglich sei." Und der Rosenstrauch dachte nun auch so, und ein neues Licht schien auf ihn hereinzubrechen, als er sich des Zustutzens, welches er jeden Frühling und Herbst regelmäßig zu erdulden hatte, und der kleinen Zweiglein erinnerte, welche man ihm jedes Jahr von der Seite

schnitt und dann in einem Schubkarren fortbrachte. „Es ist ein grausames und unnatürliches System, wie ich fürchte,“ sagte er.

Darauf machte sich der Wind einen anderen Zeitvertreib im Garten; er richtete sich nach der weißen Lilie und lispelte in deren verfeinertes Ohr einen Zweifel über die Nothwendigkeit oder den Vortheil, ihren kräftigen Stengel an einen dünnen, häßlichen Stab zu stützen. Es betrübe ihn wirklich, sie so zu sehen, und glaube dieses liebliche Geschöpf, die Natur, welche ihm soviele Anmuth verliehen, daß der Ruf seiner Schönheit durch die ganze Welt verbreitet ist, habe es dennoch so schwach und kraftlos gelassen, daß es sich nicht selbst in der für seine Bequemlichkeit und Annehmlichkeit geeignetsten Stellung erhalten könnte? „Immer dieses Aufbinden und Einschränken!“ fuhr der Wind mit einem ärgerlichen Stoße fort. „Vielleicht ist es nur ein Vorurtheil von mir, aber, meiner Freiheit beraubt zu sein, wäre mein entschiedener Tod, so sehr empört sich meine Seele über die Sklaverei in jeder Gestalt und Erscheinung.“

„Nicht mehr als die meinige!“ rief die stolze weiße Lilie, sich so schwer als möglich an das Bastband lehnend, mit welchem sie an den Stab gebunden war. Allein es half sie nichts — sie konnte sich nicht losmachen; aber der Wind schüttelte nun seine Seiten und lachte höhnisch, als er sie verließ und herumstrich, um auch dem Geisblatte, welches an einer Wand aufgezogen war, dieselbe seichte Weisheit vorzuschwätzen. In der That entkam nicht eine einzige Blume seinen bösen Einflüsterungen. Er murmelte allen zu — ver-

höhnte die nett zugestutzten Bux = Einfassungen, hoffte in boshafter Weise, die spanische Wicke erfreue sich ihres geschlängelten Wuchses, und an einer Menge krummer Stäbe hinanlaufend, sagte er den Blumen überhaupt, er werde ihre unerhörte Unterwürfigkeit, ihren Gehorsam überallhin verbreiten, wohin er nur immer kommen werde.

Da rief ihn die weiße Lilie im größten Unmuthe herbei und sagte ihm, daß er sie sämmtlich in ihrem Charakter verkenne. Sie unterwürfen sich diesem herabwürdigenden Zwange nur, weil sie sich nicht anders helfen könnten; aber wenn er ihnen seinen mächtigen Beistand leihen möchte, so wollten sie sich der unnatürlichen Bande, mit welchen sie umgeben seien, wenigstens theilweise entledigen.

Der böswillige Wind, als er sah, daß ihm seine Versuchungen gelungen waren, erwiederte hierauf in größter Freude, daß er sein Möglichstes thun würde; und so ging er fort, sich schüttelnd vor Lachen über die Unzufriedenheit, die er hervorgerufen hatte.

Die ganze Nacht hindurch beweinten die hübschen, einfältigen Blumen ihre sklavische Lage und sehnten sich nach Erleichterung und Freiheit und fürchteten zuletzt, daß der Wind nur mit ihnen gescherzt habe, und daß er nie kommen werde, um ihnen, wie er versprochen hatte, zu helfen. Sie irrten jedoch; denn mit dem Saume der Morgenröthe begann ein Seufzen und Stöhnen in den entfernten Wäldern, und als die Sonne aufgegangen war, jagten die Wolken am Himmel dahin und die Bäume bogen sich nach allen Richtungen; denn der Wind war zurückgekehrt, aber jetzt in seiner rauhesten,

wildesten Weise, Alles vor sich niederstoßend. „Nun ist eure Zeit, schöne Blumen!“ heulte er, als er sich dem Garten näherte; und: „Nun ist unsere Zeit!“ wiederholten zitternd die Blumen, als sie mit einer Art ängstlicher Freude seine Ankunft erwarteten.

Er ging, das mußte man gestehen, seine Sache sehr geschickt an. Indem er eine Art wirbelnden Kreislaufes um den Garten machte, stieß er die Wickenstangen nieder, riß die Bastbänder von dem Stabe, welcher die weiße Lilie aufrecht hielt, machte die Nelken von ihrem Halte los, knickte den Rosenstrauch ab, und schleuderte die spanischen Wicken zu Boden — kurz, verwüstete in einer halben Stunde den schönen Garten und floh nach vollendeter That, um sein Zerstörungswerk in andern Ländern auszuposaunen.

Wie erging es unterdessen den Blumen? Der Wind war kaum fortgegangen, als plötzlich ein schwerer Regen folgte, so daß Alles für einige Zeit in Verwirrung gerieth. Gegen Abend jedoch heiterte sich das Wetter auf, und unsere Freunde fingen an, um sich zu blicken. Die weiße Lilie stand, obgleich keine freundliche Stange mehr ihren saftigen Stengel unterstützte, noch etwas aufrecht. Aber ach! nur mit schmerzhafter Anstrengung vermochte sie sich in dieser Stellung zu erhalten. Der Wind und die Schwere des Regens hatten sie einmal über ihre Kräfte vorwärts gebeugt, wodurch an einem Theile ihres Stengels ein leichter Bruch erfolgte, der ihr sagte, daß sie sich bald niederlegen und auf dem Boden dahin schleppen müsse. Der Wicke erging es noch schlimmer. Die Gartenbeete hingen gegen Süden ab; und sobald unsere Freundin,

ihrer Stütze beraubt, auf dem Boden lag, füllten sich ihre lieblichen Blumen mit kothigem Naß, welches gegen sie abfloß. Sie fühlte die schmutzige Last, welche sich in ihre schönen Sammetglocken einsaugte, und hätte weinen mögen vor Kummer, daß sie sich von diesem Uebel niemals mehr befreien könne. O, wenn sie nur noch einmal an ihrer freundlichen Fichtenstange hätte hinaufklettern können! Dem Geisblatte erging es nicht besser, und die rothe Nelke war daran, vor Kummer zu sterben, als sie fand, daß die ersehnte Freiheit sie der schmutzigen Erde gleich gemacht hatte.

Ehe der Tag sich neigte, kam der Gärtner pfeifend von seiner Feldarbeit zurück, um nach seinen schönen Pfleglingen zu sehen. Wohl vermuthete er einige Blumen die Köpfe hängend und hie und da einen Stab gebrochen zu finden; aber auf einen Anblick, wie er ihn hier erwartete, war er nicht gefaßt. Sprachlos vor Erstaunen begann er, die Köpfe der beschmutzten Blumen der Reihe nach aufzurichten, bis er endlich in die kummervollen Worte ausbrach: „Wenn ich daran denke, daß die gnädige Frau und das junge Fräulein bald ankommen werden, und daß wegen der Erndtezeit unter vierzehn Tagen für diese armen Dinger nichts gethan werden kann, fürchte ich, es ist vorbei mit ihnen!“ Und der Gärtner ging seiner Wege.

Ach, was er sagte, war nur zu wahr. Kaum waren einige Tagen vergangen, so waren die Nelken, welche zerstreut auf der Erde lagen, in der Nässe derselben verfault. Die weiße Lilie welkte entfärbt dahin an ihrem gebrochenen Stengel. Die Wickenglocken, mit Schlamm bedeckt, waren nicht mehr

zu erkennen; das Geisblatt kroch zwischen den zerschlagenen spanischen Wicken dahin; es gelang ihm nicht mehr, den Schmutz von seinen wohlriechenden Blumen zu schüttteln; und obgleich der Rosenstrauch wieder hie und da ein Zweiglein trieb, entdeckte er dennoch bald, daß dasselbe viel zu schwach sei, Blumen zu tragen — ja, nur sich selbst aufrecht zu erhalten, so daß die neuen Triebe weder zu seiner Schönheit noch zu seiner Annehmlichkeit beitrugen. Unterdessen schoß auch Unkraut hervor, uud eine traurige Verwirrung herrschte in dem sonst so geordneten und prächtigen Garten.

Vierzehn Tage später hörte man den Haushund seinen lärmenden Willkomm bellen und geräuschvoll liefen die Diener hin und her. Die Frau des Hauses war zurückgekehrt mit dem jungen Fräulein, welches sogleich in seinen Lieblingsgarten eilte. Hüpfend und freudig singend begab sie sich nach dem wohlbekannten Orte, hielt aber plötzlich ein, als sie ihn erreicht hatte, und brach in der nächsten Minute in eine Fluth von Thränen aus. Schnell lenkte sie nun ihre bekümmerten Schritte um die Gartenbeete, immer auf's Neue weinend, so wie sie das eine um das andere betrachtete, und setzte sich zuletzt, das Gesicht in ihren Händen verbergend, auf dem Grasplatze nieder. In dieser Stellung verweilte sie, bis sie eine sanfte Hand auf ihren Schultern fühlte.

„Das ist ein trauriger Anblick, mein geliebtes Kind," sprach die Stimme ihrer Mutter.

„O, kümmere dich nicht um den Garten, Mama," erwiederte sie, ihr thränenvolles Antlitz erhebend, „wir können neue Blumen pflanzen und von diesen auch noch einige frisch

aufbinden. Aber was ich darüber denke, ist, daß ich jetzt wohl begreife, was du so oft gesprochen hast von der in dieser gefallenen Welt sowohl für uns als für die Blumen so nothwendigen Erziehung und Einschränkung. Der Wind hat diese armen Dinger von ihrem Halte gerissen, und nun wachsen sie wild, wie es ihnen beliebt. Ich weiß, daß ich einmal behauptete, es wäre das Beste, wenn man sie nach ihrer Weise aufwachsen ließe, aber seitdem ich den Erfolg sehe, kann ich es nicht mehr sagen. Sie thun jetzt uneingeschränkt, was sie wollen, und am Ende wird mein schöner Garten in eine Wildniß verwandelt sein."

Das Licht der Wahrheit.

Wir wissen aber, daß denen, welche Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.
Röm. VIII. 28.

„Abscheuliches Phantom," rief der Reisende, als sein Pferd mit ihm in den Sumpf fiel: „zu welchem schrecklichen Tode hast du mich durch dein verrätherisches Licht gelockt."

„Immer wieder die alte Geschichte!" versetzte das Irrlicht, „immer werft ihr den Tadel auf Andere, wenn ihr euch selbst in Gefahr gebracht habt. Was hätte man für dich, unglückliches Geschöpf, mehr thun können, als ich gethan habe? Die ganze, lange Nacht hindurch habe ich am Rande des Moores herumgetanzt, um dich und Andere vom Untergange zu retten. Wenn du, wie ein eigensinniger Thor, trotz meines warnenden Lichtes immer weiter und weiter hineingerannt bist, wer ist zu tadeln, als du selbst?

„Wahrlich, ich bin ein unglückliches Geschöpf," wiederholte der Reisende. „Ich hielt dein Licht für eine freundliche Leuchte, wurde aber getäuscht zu meinem Verderben."

„Doch nicht durch mich," rief das Irrlicht besorgt. „Ich vollbringe das mir angewiesene Geschäft mit unermüdeter

Sorgfalt. Für den Weisen ist mein Licht immer eine freundliche Leuchte. Niemand führt es irre, als den Eigensinnigen und Unwissenden."

„Eigensinnig! Unwissend!" rief der Staatsmann; denn ein solcher war der Reisende. „Wie wenig weißt du, mit wem du sprichst! Der Vertraute meines Königs, geehrt von meinem Vaterlande — Führer bei ihren Berathungen — ach mein Vaterland, mein armes Vaterland, wer wird meine Stelle versehen und dich führen, wenn ich nicht mehr bin?"

„Ein Führer, der sich selbst nicht führen kann! Mit solchem Urtheile auf Irrwegen und — obgleich vielleicht bewandert in den unvollkommenen Gesetzen der Gesellschaft, unwissend in den glorreichen Gesetzen der Natur und der Wahrheit — wer wird dich vermissen, eingebildetes Geschöpf! Du hast das Licht, das dich vor der Gefahr warnte, für den Stern gehalten, der dich zur Sicherheit führen sollte. Schlimm für dein Vaterland, wenn kein besserer Führer gefunden werden kann, als du!"

Der Staatsmann verstummte für immer und das Irrlicht tanzte zurück an den Rand des schwarzen Sumpfes; und als es so auf und niederflackerte, bedauerte es sein unglückliches Geschick — immer versuchend Gutes zu thun, so oft aber verkannt und erniedrigt zu werden! „Dennoch," sagte es zu sich selbst, als es sein Licht in die dunkle Nacht hinaussandte, „will ich nicht ablassen von meinen Versuchen; wer weiß, ob ich nicht doch irgend Jemanden retten kann! Aber in welcher unwissenden Welt lebe ich!"

* *
*

„Grausames Ungeheuer!“ schrie das schöne Mädchen in wilder Verzweiflung auf, als ihr Fuß in den Sumpf gerieth und sie vergebens kämpfte, festen Grund zu finden. „Du hast mich in meinen Tod gelockt.“

„Ach, ach, ich sagte es! Immer sind Andere zu tadeln, und niemals ihr selbst, wenn hübsche Thörinen, wie du, sich selbst betrügen. Du nennst mich „Ungeheuer“ — warum folgtest du einem „Ungeheuer“ in den Sumpf?“ rief unwillig das arme Irrlicht.

„Ich dachte, mein Verlobter sei gekommen, um mich hier zu treffen. Ich hielt dein verhaßtes Licht für das seinige. O, grausamer Feind, jetzt kenne ich dich! Muß ich sterben, so jung, so schön? Muß ich dem Leben, dem Glücke und der Liebe entsagen? Ach, tanze, tanze fort in deiner wilden Freude!“

„Thörin, die du bist! Für mich ist es keine Freude, dich versinken zu sehen,“ antwortete der Irrwisch. „Es ist das mir bestimmte Gesetz, diejenigen zu warnen und zu retten, die gewarnt werden wollen. Es ist auch, glaube ich, der mir bestimmte Kummer, daß der Leichtsinn und die Unwissenheit solcher, wie du bist, darauf bestehen, dieses Gesetz unbeachtet zu lassen und das Gute in Böses zu verwandeln. Ich schien hell und heller vor dir, als du näher kamst, dich anflehend, du mögest dich warnen lassen. Aber eigensinnig verfolgtest du mich zu deinem Untergange. Welche grausame Mutter erzog dich und lehrte dich nicht unterscheiden den beständigen Glanz, welcher zur Glückseligkeit führt, von dem unbeständigen Schimmer, welcher die Zerstörung anzeigt.“

„Meine arme Mutter,“ weinte das Mädchen, „welche harte Worte sprichst du über sie? Aber du in deinem wilden Leben weißt nicht, was sie für mich, ihr einziges Kind gethan hat. Vollkommen in Allem, was die Gesellschaft zieren und entzücken kann, wird mein geringstes Wort, ja selbst nur ein Lächeln von mir zum Gesetze für die Welt, in der wir uns bewegen.“

„Wirklich! Vollkommen in eingebildeten Künsten, so flüchtig, daß sie keine Erinnerung zurücklassen — dagegen unbekannt mit der Schönheit und den Absichten der dich umgebenden Wirklichkeit, welche durch alle Zeiten in stiller Barmherzigkeit nur für gnadenvolle Zwecke dient und die Mühen, welche weder Ziel noch Zweck haben, zu Schanden macht. O, hättest du nur das Gesetz gekannt, durch welches ich lebe!“

Das Mädchen sprach nicht mehr und hörte auf zu kämpfen.

Das Irrlicht tanzte noch einmal an den Rand des schwarzen Sumpfes zurück, „denn,“ sagte es, „ich kann vielleicht doch irgend Jemand retten. Aber wie thöricht ist die Welt, in welcher ich lebe!“

* * *

Der alte Gutsherr sollte doch die Straße da ausbessern lassen, bemerkte Hobbinoll, der Pächter, seinem Sohne Collin, als sie in einem holpernden, alten Karren, welcher mit solchen Stößen herumwackelte, daß der kleine Collin sich vergebens, in einer Ecke zusammenkauert, zu halten suchte, langsam vom Jahrmarkte nach Hause fuhren. Es war schwer zu sagen, ob der Fehler hauptsächlich in der Straße lag, obgleich sie, das

mußte man gestehen, ziemlich ausgefahren war — oder in dem stolpernden, alten Pony, welcher von einer Seite zur andern ging, oder in dem nicht ganz nüchternen Kutscher, welcher manchmal ganz unfähig schien, die Zügel zu unterscheiden, so daß er immer bald hieher und bald dorthin reißend anzog. Aber bei allen diesen Mühseligkeiten tröstete es doch das Herz des Pächters, wegen der schlechten Straße, welche über das Moorland führte, den ganzen Tadel auf den Gutsherrn zu werfen. Collin jedoch kümmerte sich sehr wenig um die Sache; aber zuletzt, als ein Stoß ungewöhnlicher Heftigkeit ihn fast der Länge nach auf den Boden des Karrens warf, sprang er auf, hielt sich an den Seitenbrettern und fing nun an schlaftrunken umher zu blicken, um zu entdecken, wo sie seien. Zuletzt sagte er: „Sie kömmt, Vater.“ „Wer kömmt?“ schrie Hobbinoll. „Die Mutter,“ antwortete Collin. „Warum kömmt sie, das möchte ich wissen,“ sagte Hobbinoll, „wir sind unser ohne sie genug im Wagen.“

„Aber du lenkst von ihr Vater,“ wendete Collin fast weinend ein, „ich sehe sie mit der Laterne und sie will uns nach Hause leuchten. Du kannst nicht sehen, Vater, gib mir die Zügel“; aber Hobbinoll verweigerte sie, obgleich er nicht sehr fähig war zu kutschiren.

Während des Streites jedoch bemerkte er das Licht, welches Collin für die Laterne seiner Mutter hielt.

„Ist das der Narrengang, nach welchem du kutschiren wolltest?“ rief er, indem er mit seiner Peitsche nach dem Lichte zeigte. „Es ist dein Glück, du Junge, daß nicht du uns in heutiger Nacht zu fahren hattest, obwohl du, ich weiß es, dir

einbildest, Alles zu können. Eine köstliche Heimath würden wir auf dem Grunde dieser schlammigen Pfütze gefunden haben, denn dahin hättest du uns zuletzt gebracht. Jenes Licht ist ein Irrwisch, welcher immer die Leute irre zu führen sucht. Zur Hölle mit ihm! Fast wäre ich, als ich noch ein Junge war, ihm auch einmal nachgelaufen, aber ein alter Nachbar, der selbst schon einmal durch sein Locken in den Sumpf gerathen war, ging gerade vorüber und rief mich zurück. Er ist ein Spitzbube, dieser trugvolle Irrwisch.

Mit diesen Worten schlug der Pächter, indem er bei der Erinnerung seines Abenteuers an den Sumpf die Zügel krampfhaft anzog, den Pony so stark mit der schweren Peitsche, daß der kleine Collin gleich einem Balle auf und niedergeworfen wurde und der Karren rollte nun in und außer dem Geleise so schnell vorwärts, daß Hobbinoll viel eher zu seinem Weibe nach Hause kam, al s diese es an einem Markttage je zu hoffen gewagt hatte.

„Sie sind in Sicherheit," bemerkte das Irrlicht, als der Wagen dahinrollte, „und damit ist das große Ziel gewonnen. Nichts desto weniger ist solche Weisheit nur eine vernunftlose Kenntniß. In ihrer Unwissenheit hätten sie die Hand geschlagen, welche ihnen Hilfe brachte. Dem ungeachtet will ich meine Versuche fortsetzen, denn vielleicht kann ich noch Jemanden retten. Aber was für eine rohe und undankbare Welt ist es, in welcher ich lebe.

* *
*

„Endlich sehe ich ein Licht Papa!" rief ein kleiner Knabe auf einem Schetland Pony, als er an der Seite seines Va-

ters, links des Sumpfes einherritt. „Wie froh bin ich! Hier ist entweder eine Hütte oder ein freundlicher Mann mit einer Laterne, der uns helfen wird den Weg zu finden. Laß mich ihm folgen, ich kann ihn bald überholen. Und der Knabe berührte den Pony mit seiner Peitsche und wäre im nächsten Augenblicke dem Lichte nachgaloppirt, hätte nicht sein Vater plötzlich seine schwere Hand auf den Zügel gelegt.

„Nicht einen Schritt weiter in dieser Richtung.“

„O Papa,“ erwiederte das Kind, indem es mit der Hand nach dem Lichte deutete.

„Ich sehe es, mein Sohn,“ sprach lächelnd der Vater, „und gut ist es für dich, daß ich es nicht blos sehe, sondern daß ich auch weiß, was es bedeutet. Dieses Licht ist weder der Schimmer aus einer Hütte, noch ein freundlicher Mann mit einer Laterne, wie du meinst, obgleich es in seiner Art freundlich genug ist für diejenigen, welche es verstehen. Es leuchtet dort, um uns vor dem gefährlichsten Theile des Sumpfes zu warnen. Gütiges, altes Irrlicht!“ fuhr der Vater fort, indem er seine Stimme erhob, als wolle er weit hinaus in die Finsterniß rufen — „Gütiges, altes Irrlicht, wir wissen, was du meinst, wir wollen deinem tödtlichen Sumpfe nicht näher kommen. Der alte Naturforscher kennt dich wohl — gute Nacht und habe Dank für deine Warnung!“ Und mit diesen Worten lenkte der Naturforscher den Pony seines Sohnes nach dem andern Wege und beide trabten dahin, indem sie sich an die Fahrstraße hielten, so gut es ihnen bei dem kargen Lichte möglich war.

„Nach allem glich es aber doch mehr einer Laterne, als

dem Bilde des abscheulichen Irrlichtes!" sagte der Knabe, indem er widerstrebend seinen Pony antrieb.

„Unser Freund wird dir nicht sehr verbunden sein für den schönen Namen, den du ihm gegeben hast," lachte der Vater. „Du bist derselben Ansicht, wie der Dichter, welcher in der seiner Kunst gewährten Freiheit sagt —

Das trügerische Bild entweicht
Und lockt dich in den Tod!"

„Ja Papa, das thut es," erwiederte der Knabe.

„Nein, mein Lieber, das thut es nicht; im Gegentheil verwendet es sein ganzes Leben, mit dem hellen Schein die Reisenden von dem gefährlichsten Theil des Sumpfes zu warnen."

„Aber sein Glanz scheint sie einladen zu wollen, ihm zu folgen, Papa!"

„Nur weil du es so zu glauben beliebst, mein Kind, und weil du dich nicht darum erkundigst. Glaubt der Schiffer, daß das Licht vom Leuchtthurme ihn einlade, sich dem gefährlichen Felsen zu nahen, auf welchem er gebaut ist?"

„O nein, Papa, weil er weiß, daß der Leuchtthurm hingesetzt ist, um ihn zu warnen."

„Er weiß es nur durch Erkundigungen, Arthur, und so wirst du durch Belehrung und Erkundigung zur der Einsicht gelangen, daß das Irrlicht geschaffen ist, für uns in Sumpf und Moor zu schimmern, als ein Leuchtthurm gegen die Gefahr zu Lande. Die Gesetze der Natur, welche der vollzogene Gotteswille sind, wirken in diesem, wie in allen andern Fällen für einen guten Zweck zusammen."

„Und uns ist die Gabe und das Vergnügen gewährt, dieselben herauszufinden und uns die Wohlthaten Gottes zu Nutzen zu machen, während wir das Wunder des großen Schöpfers anstaunen. Kannst du dir eine bessere Beschäftigung denken?“

Hell flackerte das Feuer und warm und gut war der Thee, welche beide, Vater und Sohn begrüßten, als sie in dieser Nacht nach Hause kamen. Und mit Mama gab es manchen Scherz über den Thee, welchen sie zu kosten bekamen und über das Bett, in welches sie sich gelegt hätten, wenn sie, wie es der junge Arthur so sehr wünschte, dem Irrlichte nachgegangen wären.

Noch einige Tage nach dieser Begebenheit — nicht länger — denn die Weisheit der Kinder dauert selten länger, und soll es auch nicht — hatte Arthur von Zeit zu Zeit eine weise philosophische Anwandlung und nach dem Grundsatze, daß, wie auch der Schein entgegen wäre, die Gesetze der Natur doch stets für einen guten und wohlthätigen Zweck wirken, gab er seiner kleinen Schwester, weil sie bei einem Hagelwetter weinte, eine ernste und kluge Zurechtweisung; „denn,“ sagte er, „obwohl wir heute nicht ausgehen können, wird das Gewitter sicher auch für irgend Etwas von Nutzen sein.“

Es war ein glücklicher Glaube, obwohl es ihn Ueberwindung kostete, denselben festzuhalten, als die Blitze um ihn zuckten und fernhin der Donner rollte und er vom Fenster aus die Gegend mit dunklen Wolken überhängt sah. Wenn Jemand sagte, das Unwetter sei sehr groß gewesen, dachte er

— ja freilich — aber noch viel größer sei der Gedanke, daß alle Gesetze der Natur, wie sie immer heißen mögen, dieser vollzogene Gotteswille immerwährend bei Tag und Nacht, bei Licht und Finsterniß, erkannt und unerkannt, für irgend einen weisen und wohlthätigen Zweck wirken.

Als er älter war, versuchte er diese Zwecke zu verfolgen — eine bessere Beschäftigung konnte er nicht finden. Und es kann sein, daß es ihm nach langen Jahren, als sich Stürme und Wolken über ihn zusammenzogen, schwerer ward, dieselben zu durchschauen, weil sie geistige Trübsale waren, — es kann sein, daß dann durch die zarten Erinnerungen aus seiner Kindheit plötzlich der Strahl des Irrlichtes hervorbrach und ihm tröstend vorleuchtete. Und nachdem er in seinen Studien der Natur von dunklen und geheimnißvollen Anfängen schon zu manchem segensreichen Endergebniß gelangt war, hielt er fest an der Demuth und an dem Glauben seiner Kindheit, und wo sein Geist unfähig war durchzudringen, begnügte sich sein Herz zu glauben.

* *
*

Aber das Irrlicht hatte den freundlichen Gute-Nacht-Gruß gehört, der ihm, als die Reisenden an ihm vorüberkamen, geboten wurde, und glänzender als je war sein Licht als es sagte: „Jetzt bin ich glücklich! Ich habe das Leben gerettet von Einem, der nicht nur dafür dankbar ist, sondern auch die Hand erkennt, die ihn gerettet hat.“ Mit diesen Worten tanzte es heiter auf den angewiesenen Posten zurück.

Warten.

„Gut ist's auf Gottes Hilfe zu warten."
Lam. 111. 26.

Ohne Zweifel führte die Hausgrille ein sehr trauriges Leben, ehe Häuser gebaut und Feuer angezündet wurden. Da gab es noch keinen bequemen Küchenherd, in dessen warmen Winkeln und Ecken sitzend sie ihr fröhliches Lied hätte singen können. Im Gegentheile gab es für sie, welche die Hitze so sehr liebte, keine andere Herberge, als Löcher in hohlen Bäumen, Ritzen in Felsen und Steinen oder irgend einen ähnlichen düstern, feuchten Aufenthalt. Ueberdieß hatte sie das unaufhörliche Verlachen und die Sticheleien von Geschöpfen zu ertragen, die selbst sehr behaglich lebten und deshalb ohne Mitgefühl waren für die arme Grille und deren Mangel an Heiterkeit.

„Warum gehst du nicht hinaus und springst und singst in den Feldern herum mit deinem Vetter, dem Heuschrecken?" war die boshafte Frage der Spinne, als sie in einem Schlupfwinkel, in welchen auch die Grille gekrochen war, ihr Netz webte; „ich bin überzeugt, deine Füße wären lang genug, wenn du dir nur die Mühe geben wolltest, sie auszustrecken.



Es ist nichts als Grämlichkeit und Unzufriedenheit, was dich und deine ganze Familie in diesen Winkeln in dumpfem Dahinträumen zurückhält, während du deine Glieder gebrauchen solltest, um herumzuspringen und dich zu ergötzen. Auch glaube ich, daß du viel lauter singen könntest, wenn du nur wolltest."

Die Grille dachte, sie könnte es vielleicht, — doch müßte sie, ehe ihr der Versuch möglich wäre, sich ganz anders fühlen als jetzt. Etwas war in ihr, was ihr so ganz und gar nicht recht war, was aber dieses Etwas sei, wußte sie nicht. Alle anderen Thiere, Vögel und Insekten schienen vollkommen zufrieden und glücklich zu sein. Die Spinne z. B. war ganz heimisch und fröhlich in dem Winkel, den die Grille so traurig fand. Und es war nicht die Spinne allein, die so zufrieden schien; die Bienen — die Ameisen — sogar der Maulwurf, der manchmal von seiner unterirdischen Wohnung heraufkam und wunderbare Geschichten von seinen Freunden unter der Erde erzählte — die Vögel mit ihren munteren Gesängen — die ungeheuren Thiere, welche gleich Riesen in den Feldern herumwanderten — alle — alle — waren zufrieden mit ihrer Lage und glücklich in sich selbst. Jedes hatte eine Heimath, die es liebte, und keines beneidete das andere.

Aber mit der Grille war es ganz anders; sie fühlte sich nie zu Hause; es schien ihr im Gegentheile immer, als müsse sie etwas suchen, was nicht da sei — irgend einen Platz, den sie nicht finden, — irgend einen Zustand, durch welchen sie sich aus ihrer Traurigkeit und Unruhe, die sie niederzudrücken schienen, erheben könne, obgleich sie nicht verstand warum? Arme Grille! So wie die Sachen jetzt standen, war sie für

immer gezwungen, sich in Löchern zu verbergen, obgleich sie wußte, daß ihre Glieder zur Thätigkeit geschaffen seien; und nur Wenige hörten ihre Stimme, obschon dieselbe für etwas Besseres, als für kummervolle Klagen geeignet war.

Manchmal versammelte sich eine ganze Gesellschaft Hausgrillen, um die Sache gegenseitig zu besprechen. Sie betrachteten ihre langen, zusammengelegten Beinchen und konnten nichts sehen, als daß sie genau so waren wie jene des Heuschrecken; aber qualvoll war für sie der Gedanke, dem Heuschrecken in das kühle Gras zu folgen und den ganzen Tag herumzuhüpfen. Einmal aber bot sich eine Grille von großer Selbstverleugung an, hinaus in die Felder zu gehen, um einen ihrer grünen Vetter aufzusuchen, ihn um seine Meinung über den Gegenstand zu befragen, und ob er nicht irgend einen Grund angeben könne, warum es ihnen als so nahen Verwandten des Heuschrecken so unbehaglich sein solle, dessen Lebensweise zu führen. Wirklich ging sie hinaus; und als ein Heuschreck endlich dazu beredet werden konnte, einige Sekunden stille zu stehen und zuzuhören, wurde er so besorgt für die Grille, — (denn er hatte ein weiches Herz, weil er so viel im Grase lebte und so musikalisch war) — daß er sagte, er wolle selbst seine Verwandten besuchen und sehen, was für sie gethan werden könne. Vielleicht sei es irgend ein kleines zufälliges Unwohlsein oder ein chronisches Leiden in der Familie, welches einer unrechten Pflege in ihrer Jugend zuzuschreiben sei, ohne Zweifel aber durch eine verständige Behandlung gebessert würde. Mit diesen Ansichten machte er sich auf den Weg nach dem hohlen Baume, in welchem die

Grillen ihre Zuflucht genommen hatten, und erreichte ihn bald; denn er machte den ganzen Weg in Sprüngen und der letzte Sprung brachte ihn glücklich in die Mitte des Familienkreises, in welchem er mit mehr Lebhaftigkeit, als die Höflichkeit erlaubte, sich niederließ; denn seine Verwandten liebten solche überraschende Fröhlichkeit nicht. Er bemühte sich jedoch sorgfältig, stille zu stehen, und fing nun an, die Füße und Kniee aller versammelten Grillen zu untersuchen. Er zog sie heraus und besah sie wohl nach allen Seiten; „denn,“ dachte er, „es ist vielleicht nur irgend ein Fehler oder ein Riß in der Gelenksverbindung.“ Aber er konnte nichts Fehlerhaftes finden. Die Grillen saßen da mit Körpern und Füßen, so gut geformt, wie die seinigen, nur fehlte ihnen alle zum Gebrauche erforderliche Thatkraft.

Was er nach dieser räthselhaften Entdeckung gedacht oder gesagt hätte, weiß Niemand; denn am Ende seiner Untersuchung befiel ihn eine zappelige Unruhe und: „Entschuldiget mich, meine Lieben,“ rief er aus, „ich habe den Krampf im linken Beine — ich muß hüpfen!“ Und er hüpfte — einmal — zweimal — dreimal — und der letzte Sprung führte ihn gerade aus dem Baume; und, entweder geschah es mit Absicht oder aus Vergeßlichkeit, er hüpfte singend davon und kehrte zu seinen Verwandten, den Grillen, nie wieder zurück.

O! dieses Sehnen nach einem besseren Zustande, der noch verhüllt im Schooße der Zukunft liegt — welch ruheloses und entmuthigendes Gefühl! O! dieser schmerzliche Kontrast zur Vollkommenheit aller erschaffenen Wesen ringsherum für den einsammen Zuschauer so vieler Glückseligkeit,

die er allein entbehrt — welche Prüfung! Wie hart und fast überwältigend ist der Kampf zwischen den eisernen Fesseln der Wirklichkeit und dem nach dem Höhern strebenden Fluge!

„Aber was nützt es, meine guten Freunde," fiel ein alter, schwerfälliger Maulwurf ein, welcher, um sich droben die Welt anzuschauen, heraufgekommen war und die klagende Grille hörte. „Was nützt all' dieses Seufzen und Hinbrüten? Du selbst gibst zu, daß außer dir jedes andere Geschöpf in seiner Art vollkommen und glücklich ist. Wohlan denn, so will ich dir sagen, daß auch du es in deiner Art bist, obwohl du es nicht wahrgenommen hast, und daß du früher oder später glücklich sein wirst, wenn es auch jetzt nicht der Fall ist. Glaubst du, diese schöne Ordnung der Dinge, in welcher wir leben, sollte mit einem Fleckchen Schmutz besudelt werden, und zwar eines so unbedeutenden Geschöpfes willen, als du bist, und blos, um dich zu quälen. O! glaube es nicht! Es ist auch durchaus nicht wahrscheinlich. Du mußt nicht glauben, daß Alles gleich Anfangs recht gehe, selbst mit den Besten von uns. Ich habe eine kleine Erfahrung gemacht, und weiß es. Aber Alles wird am Ende recht. Dessen bin ich vollkommen überzeugt. So z. B. vermuthe ich, daß es dir noch nie eingefallen ist, daran zu denken, welche Prüfung es für einen jungen Maulwurf sein müsse, wenn er das Erstemal anfängt unter der Erde zu graben. Meinst du, er wisse, wofür er es thut, und welchen Erfolg es haben wird? Nichts dergleichen. Er arbeitet in völligem Dunkel, ohne im Geringsten zu wissen, wohin er geht. Ach! wenn man sich da einmal mit Muthmaßungen und Bedenklichkeiten aufgehalten hätte,

wie mühselig wäre es uns erschienen, stundenlang mit der Nase durch einen unbekannten Boden zu fahren aus irgend einem unmerklichen Grunde, welcher erst einige Zeit nachher zum Vorscheine kam, und von welchem man keine Gewißheit hatte, ob er sich jemals zeigen werde. Aber Alles wird am Ende recht. So bewies es sich an uns. Ich erinnere mich dessen ganz gut in einem eigenen Falle. Wir gruben in der Erde seitswärts und aufwärts, bis der so frei gemachte Raum zum wirklichen Palaste geschaffen war. Im Vorbeigehen gesagt, ich muß es doch versuchen, dich in unsern prächtigen Wohnort hinunterzubringen; es wird dich erheitern und dir eine gute Lehre sein. Dann wirst du sehen, daß wir zuletzt darauf kamen, wozu alles dieses gedient hat —"

„Aber ach," unterbrach ihn die Grille, „du hattest die ganze Zeit für irgend einen Zweck gearbeitet, und wenn nur ich auch zu arbeiten hätte, so könnte ich hoffen. Das Beschwerliche aber ist, so träumend da zu sitzen, ohne irgend etwas zu thun, als immer nur zu warten."

„Welcher Unsinn, zu sagen, daß du nichts zu thun habest!" antwortete der Maulwurf. „Jedes Geschöpf hat etwas zu thun. Du z. B. hast immer auf die Sonne Acht zu geben. Du weißt, daß du die Sonnenstrahlen und die Wärme, die sie schicken, mehr liebst als irgend etwas in der Welt; darum sollst du sie aufsuchen, so viel du nur kannst. Und wenn die Sonne untergegangen ist, mußt du irgend einem warmen Winkel, den du finden kannst, zueilen und so aus jedem Dinge das Beste machen, im Uebrigen aber mußt du warten. Und ich versichere dich, geduldiges Warten ist manchmal eben

so gut als arbeiten. Da war das junge Rind auf der nahe gelegenen Wiese. Kaum konnte es laufen, so fuhr es mit seinem dicken Kopfe gegen Alles, was ihm in den Weg kam. Niemand wußte, warum; allein es konnte sich nicht ruhig halten, sondern stieß den ganzen Tag herum, und viele seiner Freunde und Bekannten waren über seine Manieren sehr beleidigt. Andere lachten. Die Hunde unterhielten sich besonders mit ihm und pflegten es unaufhörlich anzubellen, — manchmal sogar ganz nahe unter seiner Nase, wenn es seinen Kopf auf sie herabneigte. Endlich kam das Geheimniß heraus. Zwei schöne Hörner wuchsen unserem Freunde aus dem Kopfe; und nun wußte man, was all' sein Herumstoßen zu bedeuten hatte, und einer der vermessenen Hunde, der eines Tages sein bellendes Spiel wieder mit ihm anfing, wurde dafür hübsch in die Luft geschleudert. Alles wird am Ende recht, meine Freunde! Kein Sehnen ist umsonst in uns gelegt. Es trägt immer die Bürgschaft der Erfüllung in sich. Du magst noch ein wenig zu warten haben, — einige von euch eine kurze, andere eine längere Zeit; aber w a r t e t nur — und Alles wird am Ende recht und gut sein!"

Es war ein sehr glücklicher Umstand für die Grillen, daß ihnen der Maulwurf diesen guten Rath ertheilte; denn ein boshafter Affe hatte ihnen, da sie so gänzlich nutzlos und unglücklich seien, vor Kurzem den Vorschlag gemacht, ob es nicht besser für sie Alle wäre, sich auszuhungern, oder auf irgend eine Weise die Welt von ihrer ganzen Gesellschaft zu befreien. Aber der gesunde Verstand des Maulwurfes gab ihren Ideen eine ganz andere Richtung, und die Hoffnung ist

ein so natürliches und angenehmes Gefühl, daß sie, als sie dieselbe einmal zu nähren wagten, in ihrem Herzen keimte und wuchs, bis sie eine Art von Glückseligkeit wurde. Kurz, sie beschlossen, zu warten und unterdessen wachsam auf die Sonne zu sein, wie ihr Freund, der Maulwurf, ihnen gerathen hatte.

Es gibt nicht viele Ueberlieferungen aus der früheren Geschichte der Hausgrillen; aber es wird angenommen, daß sie sehr viel herumgereist seien und immer die heißesten Länder vorgezogen haben. Einst waren zwar durch einige herumwandernde Familien, die eine Art Grillen-Elisium an den Mündungen der Vulkane entdeckt haben wollten, Gerüchte hierüber in Umlauf gebracht; aber die Wahrheit des Berichtes ist niemals bestätiget worden, und da sie ohne Zweifel, wenn sie je hingekommen sind, bei dem ersten Ausbruche, der stattfand, fortgewälzt wurden, so ist es kein Wunder, daß der Thatbestand nie ganz hergestellt werden konnte.

Unterdessen starben mehrere Geschlechter dahin und der Stand der Dinge blieb stets derselbe. Aber die Worte des Maulwurfes überlieferten sich von Vater zu Sohn, bis sie unter ihnen zuletzt zum Sprüchworte des Trostes geworden sind: — „Alles wird am Ende recht werden. Kein Sehnen ist umsonst in uns gelegt; es trägt immer eine Bürgschaft der Erfüllung in sich! Wartet — und Alles wird am Ende recht und gut sein!“

Während dieser Prüfungszeit fehlte es unseren kleinen Freunden in der That nicht an einem Schimmer von Hoffnung. Wo nur immer durch menschliche Hände, sei es von

Wanderen in der Tiefe der Wälder oder von Zeltbewohnern Feuer angezündet wurden, entstand ein Leben freudiger Aufregung und entzückender Erwartung unter solchen Grillen, die sich nahe genug befanden, den glücklichen Umstand gewahr zu werden und zu benützen. Aber ach! wenn die Reisenden wieder weiter wanderten oder die Zelte weggebracht wurden, so war die Täuschung, welche erfolgte, in demselben Maße bitter.

Bei solchen Gelegenheiten erhielten sie von bösartigen Geschöpfen, die man in allen Stufen des Lebens findet, manchen üblen Wink, daß ihr Schicksal immer dasselbe und nie besser sein werde. Strahlen der Freude, nur deßhalb hervorschimmernd, um mit grausamem Spotte über ihre Gefühle wieder zu verschwinden — waren ihr Antheil!

„Aber wir wollen es nicht glauben," riefen die Grillen mit wahrem Herzensleide. „Alles wird am Ende gut sein," sangen sie so laut sie konnten." „Kein Sehnen ist umsonst in uns gelegt." Und weil sie immer dasselbe Lied sangen, wurden die Uebelwollenden zuletzt müde es zu hören und ließen sie einsam singen und weinen. Ach! es erforderte keine geringe Seelenkraft, solchen auf den Anschein der Gegenwart gestützten, falschen Einflüsterungen so muthig zu widerstehen, wie sie es thaten.

Aber wahrlich, obgleich es lange währte, erschien endlich der Tag der Erlösung und Freude! Das erste Feuer, welches je den Herdstein über dem großen Kaminbogen der alten Zeit erwärmte, endete für immer das Geheimniß des Bedürfnisses und der Sehnsucht der Hausgrille; und sowie es gewöhnlich jede Winternacht in den Wohnungen der Menschen flackerte,

waren aus dem Leben der Hausgrille auch alle Zweifel und Schmerzen verbannt. Sie schienen dahin geschwunden wie die Träume einer ruhelosen Nacht, auf welche das Tageslicht und die Wirklichkeit folgte. O! welches Entzücken fühlten jetzt die Grillen! Wie laut sie zirpten und wie hoch sie sprangen! „Wir wußten, daß es so kommen werde! Der gute, alte Maulwurf hatte recht! Die Thiere, welche gegen uns brummig waren, hatten Unrecht! Alles ist nun gut und Niemand ist so glücklich als wir!"

„Großmutter, was ist denn das für ein Thierchen, welches ich so laut im Winkel des Feuers singen höre?" fragte die Enkelin der guten, alten Frau, welche nachsinnend im Eichenstuhle saß.

„Ich höre es nicht, und weiß es nicht," antwortete die taube Großmutter. „Aber, wenn es singt, mein Herz, so ist es glücklich und genießt die wohlthätige Wärme des Feuers wie ich."

„Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!"

Kein Wunder, daß unter so vielen fröhlichen Stimmen, die da um das warme, freundliche Feuer ertönten und noch ertönen, keine Stimme lauter, keine Freude dankbarer ist, als die der geduldigen Grille. Sie hatte ängstlich gewartet durch schwache Vorzeichen der Erfüllung, hatte gehofft in Dunkelheit und Unwissenheit — und ihr Wohnort glüht jetzt von Wärme und Licht. Und wenn sie eine Lehre der Weisheit von einem viel demüthigeren und anscheinend blindern Geschöpfe erhielt, so ist dieses wenigstens nicht das einzige Beispiel, daß auf solche Art Belehrung erlangt wurde.

Nun erst kennen wir die Ursache, warum die Grillen schaarenweise in unsere Häuser kommen und um unsere erheiternden Feuer leben und gedeihen und so laut und lange singen, daß manchmal die Hausfrauen (es thut mir aber leid es zu sagen) ihres Lärmens müde werden und die Zahl der lebhaften Besucher zu vermindern trachten. Aber doch ist es ein hergebrachter, besonderer Glaube von gutem Glücke, welches die Gegenwart dieser kleinen, zirpenden Geschöpfe mit sich bringt. Sie werden in den Familien, an deren Herde sie sich niederlassen, als glückbringend bewillkommt. Und sie sind es wirklich! Sie bringen eine Erzählung erfüllter Verheißungen mit sich, sie singen ein Lied erfüllter Hoffnung; und obgleich in dieser fröhlichen Musik weder Rede noch Sprache liegt, die wir als solche erkennen, so ist doch eine Stimme unter ihnen zu vernehmen für Alle, welche gerne mit Ehrerbietung und Freude die süßen Harmonieen und Anklänge der Natur behorchen.


H. Stelzner. München 67.

Eine Lehre der Hoffnung.

„Ach doch glauben wir, daß am Ende irgend
ein Gutes aus jedem Uebel hervorgehen wird."
Aus Tompson's „In memoriam."

„Wie der Sturmwind durch die alten Wälder jagt! Welch' schauerliches Heulen in den Fichten! Welch durchdringendes Rauschen in den halb verdorrten Pappelblättern! Welches Seufzen unter den Buchen! Eine wilde, geheimnißvolle Stunde voll wunderbarer und seltsamer Sinnbilder des menschlichen Lebens!"

So sprach ich, als ich in einer düsteren Herbstnacht hinausgewandert war, über die Natur und ihre Gesetze nachzusinnen, bis ich mich in der tiefen Einsamkeit des Waldes fand, den Verlauf eines heftigen Sturmes beobachtend. Und indem ich inne hielt, in traurigen Betrachtungen verloren mich an eine Eiche lehnte und aufwärts blickend versuchte in die Tiefe jener schwarzen Dunstmassen zu schauen, welche sich, man weiß nicht wie oder woher, erhoben hatten, um den weiten Himmelsraum zu bedecken, schienen zugleich durch die getheilten Wolken die vollen Strahlen eines Oktobermondes auf mich hernieder.

Es war ein plötzliches Licht, und eine ebenso plötzliche Umwandlung fand in meinem Gemüthe statt. Ich dachte, daß dem grausamen Sturme und den schweren Wolken die Mühseligkeiten und Prüfungen des menschlichen Lebens gleichen. Und als jetzt dieser liebliche Glanz auf meine Augen brach, hörte ich wie einen Wi derhall auf meine Gedanken eine Stimme rufen — „Es ist der Mond, der im Paradiese schien!“ Es war der Vogel der Nacht, ganz nahe bei mir in der Höhlung eines Baumes. Als ich eben hervorblickte, um zu sehen, woher der Laut gekommen sei, begegnete ich seinen großen, ernsten, nachdenkenden Augen, die auf mein vom Monde beleuchtetes Gesicht geheftet waren, und dann hörte ich wiederholt die Stimme — „Der Mond, der im Paradiese schien!“

O! welch' ein Gedanke, der mitten durch den Aufruhr dieser Stunde kam! Der Mond, der im Paradiese schien! — Zu dessen leuchtender Kugel die Augen zahlloser Geschlechter emporgerichtet waren — von dem ersten Blicke der Unschuld bis zu dem letzten, schmerzvollen des vom Kummer getroffenen Alters! Und warum, wenn nicht aus diesem ruhigen, unwandelbaren Glanze die Verheißung eines ewigen, immerdauernden Friedens hervorschimmerte? — Aber eine andere Stimme ließ sich jetzt trotz dem Heulen des Sturmes vernehmen. Es war das Krächzen eines Raben, der sich neben mir auf einen Ast geschwungen hatte. Er kam zwischen mich und das Licht und schien fortwährend seine kohlschwarzen Schwingen zum Fluge auszubreiten.

„Verirrter Thor!“ rief er, „mit deinem unaufhörlichen Gefabel! Das kömmt, weil du dich während des Tages im

Dunkeln aufhältst und deine Zeit mit Vermuthungen hinbringst! Sieh! dein kostbarer Mond ist gegangen!"

„Nicht gegangen, nur verborgen!" war die Antwort.

Aber ich hörte nichts mehr als dieses; denn nun wurde der schreckliche Wind immer lauter und lauter. Er brauste in aller Wuth heran, indem er die letzten Blätter der sich biegenden Bäume auseinanderstreute, als ob er selbst noch die Ueberreste des lieblichen Sommers haßte. Und viele beugten ihre Gipfel und andere stöhnten in Kummer.

„Bist du," rief die Fichte höhnisch, indem sie ihre Zweige gegen den Sturm schüttelte, „mit mächtigen Nachrichten aus fernen Landen gekommen, daß du solche Verwirrung bringest auf deinem Pfade. Gesandter des Unglücks, wer hat dich hieher geschickt?"

„Kann dich jener Mond nicht mildere Gedanken lehren?" rief die Ulme, majestätisch wie sie da stand in ihrem Kummer und ihrer Verzweiflung.

„Unsere Stunde ist gekommen," klagte die sanfte Buche, „alle meine Blätter liegen verweht herum. Schnell wird unser Leben sich schließen. Entlaubt und einsam stehen wir mitten in den Ruinen der Vergangenheit."

„Welcher Spott des Daseins," stürmte die dunkelbelaubte Pappel in ihrem Zorne, „hieher gepflanzt und in solch' anmuthige Schönheit gekleidet, von reichem Morgenthau und sanftem Sonnenschein genährt zu sein, um zuletzt der rücksichtslosen Wuth geopfert und all' meines Schmuckes gewaltsam beraubt zu werden! Ich wollte, ich hätte mich nie vom Boden erhoben."

„O, meine hochfahrende Freundin," rief der bösmaulige Rabe, „befriedigt der Glanz einiger Monate nicht dein Herz? Du trachtest zu hoch, dünkt mich. Nun gut! Aufstrebende Gedanken sind wohl sehr schön, aber an deiner Stelle fügte ich mich in die Wirklichkeit: ein kurzer Frühling, ein noch kürzerer Sommer und dann zu Grunde gehen! Ha! hier bist du wieder, mein alter, würdiger Freund."

Und ein anderer Windstoß brach nun mit voller Wuth in den Wald herein und gar mancher kräftige Ast stürzte auf den Boden. Aus dem Sturme erhob sich nun das Weheklagen der betrübten Natur.

„Gibt es keinen Schutz vor solchem Ende?" fragte die Eiche. „Warum habe ich überhaupt gelebt?"

„Weil Zerstörung das Gesetz des Lebens ist!" schrie der Rabe mit seinem wildesten Krächzen. „Wo wäre Vernichtung, wenn es kein Leben zu zerstören gäbe? Es ist ein herrliches Gesetz!"

„Kein Gesetz, sondern eine Ausnahme!" rief der Vogel der Nacht.

Und als er so sprach, strömte wieder aus den Wolken das unvergängliche Sinnbild des Friedens hervor, der Mond, der im Paradiese schien. O! welchen Silbermantel ließ er auf die entlaubten Zweige jener Bäume fallen! Naß, wie sie von den Regentropfen waren und sich in der Luft hin und her bewegten, schien es, als funkelten sie mit der Pracht des Sternenlichtes. Welch' gütige Verheißungen schienen mit diesem sanften Lichte hernieder zu strömen!

„Erhebt eure Gipfel wieder, ihr Waldbäume!" sang der

mildäugige Vogel der Nacht. „Wuth ist von kurzer Dauer — die Liebe allein lebt fort. Alles, was zerstöret, ist vorübergehend; aber die Ordnung dauert ewig! Die ungezähmten Mächte der Grausamkeit mögen wüthen — es ist nur für eine Weile! Und ihr dunstige Massen dort oben mögt den blauen Himmel verdunkeln! Es hat nichts zu bedeuten! Ueber dem Heulen jener Wuth und der Schwärze jener Wolken glänzt unwandelbar und rein, der Mond, der im Paradiese schien!"

„Schon wieder mit deiner Fabel, verhaßter Vogel der Nacht!" krächzte der Rabe, „hier zu Hilfe, alter Freund!"

Und lauter als je kam der grausame, tobende Wind. „Thut nichts!" rief die Eule noch einmal aus. „Die stürmischen Winde müssen aufhören, die Wolken müssen verschwinden und dort segelt das Licht, welches die wiederhergestellte Harmonie verkündet.

„Verblendeter Thor, der du umgeben von Tod, der dich selbst erwartet, voll Hoffnung lebst!" krächzte der Rabe — und ein Krachen gleich dem Donner zerriß jetzt die Luft — die Eiche war zu Boden gefallen.

Ich fuhr auf bei dem Schlage.

„Wird je der Tag kommen," rief ich laut, als wollte ich mich an irgend einen geheimnißvollen Freund wenden, „wird je der Tag kommen, an welchem die Stürme und Leiden enden? Ordnung und Friede scheinen der Zweck zu sein; dennoch aber erfolgen Tod und Verderben."

„O! unglücklicher Zweifler, frägst du noch? Müssen unvernünftige Thiere und die stumme Schöpfung sich erheben,

um auf deine Befürchtungen zu antworten? Blicke zum Himmel empor und auf die Erde nieder und in die Tiefe der Gewässer! Nur Ein Gesetz ist gegeben, das Gesetz der Ordnung, Harmonie und Freude!"

„Ach, wie oft gebrochen!" rief ich aus. „Aber Zerstörung ist kein Gesetz und kann deshalb nicht dauern. Unordnung, Tod, Zerstörung sind ihrer eigenen Natur nach vorübergehende, aufrührerische Gewalten, welche für eine Weile kämpfen und hie und da die von der Güte angeordneten Zwecke vereiteln. Aber sie bestehen nicht in sich selbst, haben in sich selbst weder Gesetz noch Wesen, sind nur da als Störer der Pläne, deren tiefer Grund nicht umgestürzt werden kann. Leben, Ordnung, Harmonie, Friede sind die dem Zwecke entsprechenden Mittel, der Gegenstand allgemeine Freude. Dies ist das Gesetz. Glaube daran und lebe!"

Sowie die Stimme schwieg, strahlte vom Himmel über die ganze Scene noch einmal das blasse Licht des Mondes. Der Wind war eingeschläfert oder in andere Regionen der Erde gegangen und das glänzende Licht war über den ganzen Wald ergossen. Die beleuchteten Bäume schienen besäet mit Strahlen und statt der lauten Klagen drang glückliches Flüstern in mein Ohr.

„Wir waren böse und thöricht, gütiger Mond!" rief die zarte Buche. „Wir bezweifelten alle Verheißungen und die Hoffnung, die du so reichlich auf uns herabgegossen. Aus Mitleid über die Schrecken dieser Nacht verzeihe uns!"

„Du hast Recht, meine Schwester!" sagte die Eiche. „Jene himmlische Gewalt, die weder Winde noch Stürme

erreichen können, wird mit Sorgfalt unser getrübtes Loos erblicken, die wir leben inmitten der Erdenstürme. Sie wird, sie hat uns Allen vergeben. Hat sie uns nicht jetzt schon geschmückt mit einem Gewande, glänzender noch als das des Sommers, welches wir so sehr lieben."

„Mit dem Gewande der Hoffnung und der Verheißung," sprach weinend die Pappel, denn alle ihre Zweige zitterten vor Freude und rings herum schienen ihr Sternchen zu entfallen.

„Ich betrauere meine düstere Verzweiflung," klagte die Ulme. „Ich hätte der Vergangenheit gedenken sollen; wir sind nie verlassen in der Noth. Die Winterstürme wüthen und schrecklich sind sie; aber von Zeit zu Zeit kehrt immer wieder der glänzende Mond zurück, die Strahlen der Hoffnung und der verheißenen Glorie auf unsere Gipfel zu gießen; und doch zweifeln und fürchten wir, und immer wiederholt der geduldige Mond seine Erzählung. Dann kömmt die Zeit des Frühlings und des Sommers zurück und mit ihr Leben, Freude und all' unser Schmuck. O! wie schwach und verzagt wir sind!"

Ein Flüstern des Trostes tönte durch den Wald die ganze übrige Zeit dieser sonderbaren Nacht hindurch, und endlich kehrte ich zurück in meine einsame Hütte, die ich meine Heimat nannte, und weinte, vermischt mit Freude, Thränen des Kummers. Vater und Mutter hatte ich verloren, sie wurden mir plötzlich entrissen; arm und verlassen stand ich an meinem einsamen Herde. Gleich Einem, der erwacht ist aus einem Traume — einer Vision – (das war es sicherlich) rief ich in Verzweiflung, wie die weinende Buche: „Entlaubt und

einsam stehe ich mitten in den Ruinen der Vergangenheit!" Aber durch das Fenster sanken auch auf mich, so wie ich da stand, die segnenden Strahlen jenes ewigen Mondes — des Mondes, der im Paradiese schien — des Mondes, der ein wiedergegebenes Paradies verheißt. Fort und fort im Kampfe des Lebens pflegte ich um Weisheit und Hoffnung zurückzukehren in den alten Wald, in welchem ich diesen Traum geträumet. Und wie die Zeit dahinschwand und dann der Schnee des Winters niederfiel, schien ein kalter bedeutungsloser Schlaf die Bäume einzuhüllen — aber zu seiner bestimmten Zeit kam der Mond hervor und beleuchtete selbst den Schnee mit Kleidern des Lichtes und der Hoffnung. Dann kam der Frühling und zerbrach die grausamen Bande, welche die Natur in Erstarrung hielten. Das frische Grün und alle Schönheit kehrte wieder, und als ich auf die Lüftchen horchte, welche sanfte Musik durch die Bäume hauchten, dachte ich: „wenn ich wieder träumen könnte, würde ich Gesänge der höchsten Freude hören." Aber es sollte nicht sein. Dennoch konnte ich mich an dem Troste jenes Traumgesichtes ergötzen und in siegreicher Freude durch das nun grüne Laubwerk jener Wälder die glitzernden Mondstrahlen betrachten, wie sie in glücklicher Lust unter dem Schatten der Blätter spielten.

Auch für mich kam ein Frühling, auch von mir zog der Winter und sein Frost! Ich führe nun meine Kinder und ihre geliebte Mutter in jene Wälder und immer erzählen wir Geschichten von der Natur und ihrer Weise, und wie die armen Bäume seufzen, wenn Stürme und Ungewitter kommen, und wie die weise Eule ihre tiefe Lehre der Gesetze der Ordnung,

welche sicher eines Tages obwalten müssen, achtlosen Ohren vorsagt; und selbst während wir sprechen, klatschen die Kinder vor Freude in die Hände und sagen, sie wollen nie verzagen, was auch immer kommen möchte; denn siehe da! über ihnen leuchtete plötzlich hervor —

Der Mond, der im Paradiese schien!

Gatty, Alfred

Parabeln aus der Natur Aus dem Englischen übersetzt von Friederike Porzer

München 1861